

- | | | | | | |
|------|-----------------|------|--------------------|------|-----------------|
| 1.) | Aspinger | 17.) | Maria Engel | 34.) | Paul Anspöcker |
| 2.) | Janki Althar | 18.) | Paul Leullin | 35.) | Anton Engelberg |
| 3.) | Robert Marx | 19.) | Margret Hoffberger | 36.) | Paul Klambitzer |
| 4.) | Mönni Probst | 20.) | Inge Probst | 37.) | Walter Meindl |
| 5.) | Ernst Schmal | 21.) | Paul Probst | 38.) | Walter Meindl |
| 6.) | Wulf Graf | 22.) | Ernst Probst | 39.) | Ernst Meindl |
| 7.) | Walter Kaufmann | 23.) | Margret Probst | 40.) | Ernst Meindl |
| 8.) | Ernst Kasper | 24.) | Maria Probst | 41.) | Paul Meindl |
| 9.) | Georg Kasper | 25.) | Paul Probst | 42.) | Walter Meindl |
| 10.) | Georg Kasper | 26.) | Maria Probst | 43.) | Paul Meindl |
| 11.) | Paul Kasper | 27.) | Walter Probst | 44.) | Walter Meindl |
| 12.) | Walter Kasper | 28.) | Walter Probst | 45.) | Walter Meindl |
| 13.) | Walter Kasper | 29.) | Walter Probst | 46.) | Walter Meindl |
| 14.) | Walter Kasper | 30.) | Walter Probst | 47.) | Walter Meindl |
| 15.) | Walter Kasper | 31.) | Walter Probst | 48.) | Walter Meindl |
| 16.) | Walter Kasper | 32.) | Walter Probst | 49.) | Walter Meindl |

Mit 32 Abbildungen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte
bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor,
Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke
des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: buxdesign |
München, Daniela Hofner

Umschlagabbildung und Vorsatz:

© Familie Suesheim D'Angelo

Satz: Janß GmbH, Print- und

Digitalmedien, Pfungstadt

Druck und Bindung: Druckerei Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Werbemittelnummer: 258736



www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Kristina Milz & Julia Schneidawind

KLASSEN FOTO 1937

Die Geschichte
einer jüdischen Schulklasse

Unkorrigierte Leseprobe

Jegliche Form der Berichterstattung vor Ablauf der Sperrfrist
am 24. September 2026
ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung
des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Vielen Dank für Ihr Verständnis.

C.H.Beck

Zum Buch

Es ist eine Momentaufnahme: Im Mai 1937 versammelt sich die dritte Klasse der Jüdischen Volksschule in der Herzog-Rudolf-Straße in München zu einem Klassenfoto. Ausgehend von dieser Aufnahme entwirft das Buch eine vielstimmige Kollektivbiografie all der Kinder, die darauf zu sehen sind. Mithilfe von Tagebüchern, Erinnerungen und Interviews macht es sichtbar, wie vielfältig jüdische Lebenswelten in Deutschland vor dem Nationalsozialismus waren und wie radikal sie zerstört wurden. Im Zentrum stehen dabei acht besonders gut bezeugte Biografien: Durch die Augen von Margot, Marion, Sigi, Bertel, Mella, Rali, Paul und Hugo entfaltet sich so das Panorama einer Generation zwischen kindlicher Unschuld, brutaler Verfolgung, Flucht und vorsichtigem Neubeginn – immer verbunden mit der Frage: Welche Lehre ziehen wir aus der Geschichte?



© Christoph Mukherjee

Die Historikerin **Kristina Milz** ist Akademische Rätin für Holocaust-Studien am Lehrstuhl für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre 2022 erschienene Dissertation beschäftigt sich mit dem bayerisch-jüdischen Orientalisten Karl Süßheim, der 1941 nach Istanbul flüchtete und in dessen Nachlass sie das Klassenfoto aus der Schule seiner Tochter fand. Sie schreibt für diverse Medien und lektoriert unter anderem für den Metropol-Verlag.

Julia Schneidawind ist Wissenschaftliche Assistentin und Akademische Rätin a. Z. am Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre Dissertation «Schicksale und ihre Bücher. Deutsch-jüdische Privatbibliotheken zwischen Jerusalem, Tunis und Los Angeles» ist 2023 bei Vandenhoeck & Ruprecht erschienen und wurde mit dem Eduard-Duckesz-Preis 2023 ausgezeichnet. In ihrem Habilitationsprojekt befasst sie sich mit dem Thema Gewalt gegen Frauen in Deutschland nach 1945.

Inhalt

Prolog: «Meine Klasse. Wer hat überlebt???»

I. LEBEN

- 1. Miesbach, Mai 1937** | Margot oder
Der «Bäder-Antisemitismus»
- 2. Hamburg, April 1938** | Marion oder
Der Neuanfang am Río de la Plata
- 3. Zagreb, Oktober 1938** | Sigi oder
Die <Polenaktion>
- 4. München-Moosach, November 1938** | Bertel oder
Der verschwundene Vater
- 5. Harwich, Dezember 1938** | Mella oder
Der Kindertransport
- 6. Haifa, März 1939** | Rali oder
Die Flucht auf der Galiläa
- 7. Brennero, April 1939** | Paul oder
Zwei Puderdosen Hoffnung
- 8. München-Maxvorstadt, Juli 1940** | Hugo oder
Ein letzter schöner Sommer

II. ÜBERLEBEN

1. **Baltimore, Neujahr 1941** | Paul oder
Heimweh nach Bertel
2. **München-Altstadt, November 1941** | Hugo oder
Der Schmerz über Fort IX
3. **Izbica, März 1942** | Bertel oder
Das <Durchgangsghetto>
4. **Tobruk, Juni 1942** | Rali oder
Die Furcht vor dem deutschen Einmarsch
5. **Clifton, Juli 1942** | Mella oder
Das Wiederfinden der Sprache
6. **Buenos Aires, November 1942** | Marion oder
Das neue Poesiealbum
7. **Istanbul, Weihnachten 1943** | Margot oder
Haymatloz in der Türkei
8. **Oświęcim, Juli 1944** | Sigi oder
Die Mordfabrik

III. WEITERLEBEN

1. **Goben bei Dingolfing, Mai 1945** | Hugo oder
Theologie nach Kaunas
2. **Tel Aviv, Mai 1948** | Rali oder
Der Traum von Israel

3. Hyattsville, Maryland, Dezember 1972 | Paul oder
Der Prozess

4. Seeshaupt, April 1995 | Dan oder
Das Prinzip Verantwortung

5. München-Au, Juni 1997 | Mella oder
Die verlorene Kindheit

6. Romantische Straße, Mai 2009 | Marion oder
Die Geister der Vergangenheit

7. New York, März 2016 | Margot oder
Das große Vergessen

8. Überall, immer | Bertel
und all die anderen entsetzlichen Lücken

Epilog: «Kinder sind so unverwüstlich –
solange man sie nicht umbringt.»

Dank

Die dritte Klasse von 1937

Anmerkungen

Literatur und Quellen

Bildnachweis

Personenverzeichnis

Ortsverzeichnis

Prolog: «Meine Klasse. Wer hat überlebt???»

Sara Hinde Rosenstock ist eine zierliche Dame Mitte 90 und lebt in Ra'anana, einer Stadt nördlich von Tel Aviv. Es ist ein trüber Februartag, als ihre Tochter Ruth sie besucht. Ruth Yoel hat eine E-Mail aus München erreicht: Studierende der Ludwig-Maximilians-Universität erforschen im Wintersemester 2023/24 in einem Seminar die Geschichte einer jüdischen Schulklasse aus dem Jahr 1937 – die Grundlage des Projekts ist ein Klassenfoto. «Wir haben erfahren, dass Ihre Mutter eines der Kinder auf dem Foto ist», steht in unserer Nachricht: «Wir wären sehr dankbar, wenn Sie Fotos oder Erinnerungen mit uns teilen könnten.» Wir, die beiden Dozentinnen der Studierenden aus München, haben gerade erst erfahren, dass Sara noch lebt.

Seit ihrer Schulzeit hütet die deutschstämmige Israelin einen Abzug desselben Fotos, das der E-Mail aus München angefügt ist. Sie holt es hervor und zeigt es ihrer Tochter, wie Ruth Yoel uns später erzählt: 48 Kinder zwischen acht und neun Jahren haben sich neben ihrem Lehrer zu einem Gruppenfoto aufgestellt. Mittdrin, in der zweiten Reihe rechts, ist Sara selbst zu sehen, verträumt blickt sie zur Seite. Es ist fast so, als hätte Sara nicht nur seit mehr als 80 Jahren dieses Foto verwahrt, sondern auch eine damit verbundene Frage: «Meine Klasse. Wer hat überlebt???» Das hat sie auf Hebräisch auf dem Foto notiert, nachdem sie in ihrer neuen Heimat von den unvorstellbaren Gräueltaten der Nationalsozialisten erfuhr.

Der Abzug, der Sara nun aus München erreicht – er ist auf der Umschlaginnenseite dieses Buchs abgedruckt –, enthält handschriftliche Zahlen; jedem der Kinder ist eine Nummer zugeteilt. Die Nummern verleihen dem Bild mit dem Wissen um das systematische Morden in den Konzentrations- und Vernichtungslagern etwas Unheilvolles. Sie entstammen aber keinem brutal-bürokratischen Akt eines Juden-hassenden Regimes, ganz im Gegenteil: Notiert hat sie der Münchner Orientalist und Universitätsprofessor Karl Süßheim, der Vater eines anderen Mädchens auf dem Bild. Ihm verdanken die Studierenden in München 86 Jahre später den Ausgangspunkt ihrer Recherche: In der ihm eigenen Akribie hat Süßheim auf der Rückseite die Namen aller Schulfreunde seiner Tochter Margot notiert – sie selbst ist mit der Nummer 16 versehen.

Sara selbst trägt auf dem Bild die Nummer 27. Sie findet sich auf Süßheims Liste mit ihrem Spitz- und ihrem Mädchennamen: «Rali Schindler». Über diese Angaben auf Sara Hinde Rosenstock zu kommen, war eine der schwierigsten Herausforderungen für die Studierenden unseres Seminars, doch sie haben sie gemeistert. Ungläubig betrachtete Sara in Israel nun das Foto, wie ihre Tochter uns erzählt – plötzlich ist sie wieder dort und steht mit ihren Schulkameraden im Innenhof der Jüdischen Volksschule.

München, ein milder Tag im Frühjahr 1937, der erste Tag im Wonnemonat Mai: Die Eltern haben ihre Kinder herausgeputzt, mit ihren besten Lederhosen und Sommerkleidchen stehen oder sitzen sie vor dem Fotografen, der den Beginn des neuen Schuljahrs der dritten Klasse für die Ewigkeit einfängt. Typisch für ihr Alter, typisch vor allem für ihre Zeit, stehen die Kinder nach Geschlecht sortiert: In der hintersten Reihe sind nur Jungen zu sehen, dann kommt eine Reihe mit Mädchen, davor wieder Bube neben Bube.

Nur drei Schülerinnen haben sich vorne dazwischengemogelt – Steffi Weil (#32) mit den von ihren Klassenkameradinnen beneideten «goldenen Locken und ihrem blassen Pfirsich-Teint»¹ und Inge Weißmann (#33) mit den langen Zöpfen sitzen im Doppel-pack auf der linken Seite; ganz rechts am Rand in der Hocke etwas abseits sehen wir die kleine Goldi Bienenfeld (#41), vielleicht kam sie ein bisschen zu spät an diesem Tag und hat es gerade noch ins Bild geschafft, jedenfalls hält sie Abstand zu den Jungs.

Es ist ein besonderer Moment, noch wird nicht ständig und all-erorten fotografiert, und bis auf die schüchterne Sara alias Rali, die zum neuen Schuljahr ein hübsches Poesiealbum geschenkt bekommen hat, schauen sie alle konzentriert in die Kamera. Die einen ganz brav und ernst, die anderen kecker, ein wenig frech sogar, so blicken sie den Betrachter an und scheinen für diesen Moment vergessen zu haben, dass sie im <Dritten Reich> aufwachsen, das von einer Diktatur radikaler Antisemiten mit rassistischen <Volksgemeinschafts>-Fantasien angeführt wird. Wesentlich schlimmer kann es nicht mehr kommen, so denken viele der Eltern in dieser Zeit. Ein fataler Irrtum, der erst im Rückblick naiv erscheint.

Ausgehend von einem flüchtigen Moment – der Aufnahme eines Fotos – und aus der Perspektive der Kinder, die darauf zu sehen sind, wird in diesem Buch die Katastrophe der Schoa und die Verstreuung der deutschen Jüdinnen und Juden in die ganze Welt erzählt. Die Geschichten um unser Klassenfoto ermöglichen es uns, im ersten Teil dieses Buchs («Leben») ein nahezu repräsentatives Bild der Münchner jüdischen Gemeinde in der NS-Zeit zu zeichnen: Im Frühjahr 1937 mussten bereits alle als jüdisch definierten Kinder jüdische Schulen besuchen, zudem waren noch nicht viele Familien emigriert. Auf diese Weise wird in dieser Kollektivbiografie ein großes Panorama an jüdischen Lebenswelten sichtbar, ein Bild, das illustriert, wie vielgestaltig und individuell

das jüdische Alltagsleben in Deutschland trotz aller verbindender Traditionen und Erfahrungen gewesen ist.

Im zweiten Teil des Buchs («Überleben») wird deutlich, wie diese Menschen zum Teil ermordet und ihre Kultur(en) zerstört wurden, sie sich aber auch in die ganze Welt hinein verstreuten. Weil die Verfolgung sich in NS-Deutschland über einen längeren Zeitraum hinweg radikalisierte, ist ihnen häufiger als den Jüdinnen und Juden in den im Zuge des Zweiten Weltkriegs besetzten Ländern, insbesondere in Osteuropa, die rettende Flucht gelungen. Sehr viele jüdische Deutsche haben die Schoa überlebt und ihre Kultur, ihre Erfahrungen und Erinnerungen in der Diaspora gepflegt und bewahrt. In den hier vorgestellten Schicksalen lernen wir also nicht nur über die Erfahrung der Deportation und das Leben und Sterben in den Ghettos und Lagern, sondern auch über die Bedingungen, unter denen die Geflüchteten in so verschiedenen Exilländern wie Palästina/Israel, Großbritannien, den Vereinigten Staaten, Argentinien und der Türkei Fuß zu fassen versuchten.²

Doch nicht nur die Lebenswelten, in die die Münchner Jüdinnen und Juden nach ihrer Emigration gerieten, waren heterogen – ebenso vielfältig war auch der Umgang mit dem Erlebten und mit dem Wissen darum, der Schoa nur knapp entkommen zu sein. Im letzten Teil dieses Buchs («Weiterleben») stellen wir ganz unterschiedliche Wege der Auseinandersetzung damit vor: Von Verdrängung bis zu intensiven, lebenslangen Aushandlungsprozessen reicht das Spektrum, auf dem der Umgang mit der eigenen Vergangenheit sich bewegt, von rigidem Zionismus bis hin zu weitausgreifendem Universalismus spannen sich die Deutungen darüber, welche Verantwortung für die Gegenwart und Zukunft daraus erwächst. Letztlich also geht es um die Frage, welche Lehre aus dem Holocaust zu ziehen ist: eine Frage, die den Kern unseres deutschen Selbstverständnisses berührt und die sich in den kommen-

den Jahrzehnten in einer sich verändernden Migrationsgesellschaft noch drängender stellen wird. Inzwischen ist es an uns selbst, sie immer wieder von Neuem zu beantworten. Am 27. Oktober 2025 ist Eva Milligan, geborene Rothschild (#21), als letztes den Holocaust überlebendes Kind auf unserem Klassenfoto gestorben. Seit Jahren schon war sie so altersschwach und krank, dass wir sie zu unserem Projekt leider nicht mehr befragen konnten. Auch ließ ihr Sohn uns wissen, dass sie es zeitlebens vermieden hat, über ihre Vergangenheit zu sprechen – eine Bewältigungsstrategie von Überlebenden, die unter allen Umständen zu respektieren ist. Für andere war es dagegen geradezu notwendig, ihre Geschichten zu erzählen. Wir lassen uns in diesem Buch von den Menschen an der Hand nehmen, die bereit waren, über ihr Leben zu berichten.

Viele der Personen auf unserem Foto blickten auf zunächst unbeschwerte Tage als kleine Kinder in München zurück. «Was Schnee betrifft, bin ich bis zum heutigen Tag eine echte Münchnerin», sagte Melanie «Mella» Löwy (#30) 1997 bei einem Besuch in der alten Heimat: «Für mich gibt es wenig Schöneres. Wir hatten einen gewissen Hügel, nicht zu weit von Zuhause, von dem ich immer heruntersauste mit meinem Schlitten. Dann krabbelte ich wieder hinauf: die Backen glühend, Finger und Zehen taub.»³ Ähnlich blickte auch ihre einstige Klassenkameradin Gertrude Newman, geborene Gerda Leiter (#15), zurück: «Wir fühlten uns wohl im Kreise unserer Freunde und Familie, und Deutschland war ein schönes Land», erinnerte sie sich an ihre frühe Kindheit: «Die Alpen waren nur ein paar Stunden entfernt, und wir verbrachten dort Winter und Sommer.»⁴ Auch Hugo Holzmann (#40), der Beste seiner Klasse im Zeichenunterricht und der Schlechteste im Diktat, dachte oft an seine Heimat: «München war wirklich keine typisch deutsche Stadt», schrieb er später: «Es herrschten Bürger-

lichkeit und Bohème, gleichzeitig war es provinziell – liberal-katholisch, falls es so etwas gibt. Wenn du aus München kamst, unabhängig von deiner Religionszugehörigkeit, ja, sogar wenn du jüdisch warst und den Münchner Dialekt sprachst, warst du <einer von uns>. Man wurde auch akzeptiert, wenn man von irgendwo anders aus Bayern herkam; dann war man zumindest ein Bayer. Wenn man aber von nördlich der Donau stammte, war man ein Preuße, schlimmer als ein Ausländer.»

So empfanden viele jüdische Münchner auch noch die Anfangszeit der NS-Herrschaft. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten ihre Heimat zu verlassen, fiel ihnen auch deshalb so schwer, weil ihre Familien oft seit Jahrhunderten in Bayern verwurzelt waren. Entgegen der Propaganda, dass die Juden als «Drückberger» durch den Ersten Weltkrieg gekommen seien, hatten die meisten Väter der Kinder der von uns betrachteten Schulklasse ganz selbstverständlich für das Deutsche Kaiserreich an der Front gedient. Sie identifizierten sich mit der deutschen Geschichte und Kultur – und viel mehr noch mit der bayerischen Tradition. Regelmäßig gingen sie in den Bergen wandern und schunkelten zum «Humpa» der Blaskapellen. Am Samstag- oder Sonntagnachmittag saßen sie wie alle anderen Münchner mit ihren Kindern in einem der zahlreichen Biergärten unter großen Kastanien, aßen ihre mitgebrachte (koschere) Brotzeit, tranken eine Radlermaß und erlaubten auch ihren Acht- oder Neunjährigen schon einmal ein kleines Gläschen Bier, das «flüssige Brot», wie sie es nur halb im Scherz nannten. Auch beruflich hatten die meisten ihren Platz gefunden: Die Eltern (respektive die Väter) der Kinder auf unserem Foto waren in einer überwältigenden Mehrheit Kaufleute, hinzu kamen vereinzelt Ärzte, Anwälte, Metzger, Wissenschaftler oder Dichter. Allesamt waren es Menschen, die das gesellschaftliche Leben in München mitgestalteten, Eltern, die hart arbeiteten

für eine Zukunft, in der es ihren Kindern (noch) besser ergehen sollte als ihnen selbst. Es waren Wünsche, wie sie Eltern stets für ihre Kinder haben. Nicht wenige versuchten deshalb, sich und ihre Familien möglichst gut an ihr nichtjüdisches Umfeld anzupassen.

Dan Golomb (#39) bedauerte im Rückblick das vergebliche Assimilationsstreben seines Vaters, der nach seiner Einwanderung aus Polen auf Märkten und Messen in Würzburg sogar mit Christbaumschmuck gehandelt hatte, bevor er sich in München niederließ. Seinen Vornamen Moszek Izak hatte er sogleich zu Moritz geändert – und auch für seine Kinder ließ er sich etwas einfallen. «Mein richtiger Name, mein Geburtsname – das werden Sie mir kaum glauben – ist Siegfried!», erzählte Dan Golomb später einmal: «Ich glaube, [mein Vater] war ein eingefleischter Opernfan, und deshalb gab er mir diesen sehr germanischen Namen, den ich hasste»⁵. Der Anpassungsdruck, den manche Eltern verspürten, machte also nicht einmal vor den Namen ihrer Kinder Halt.

Doch die mit der nichtjüdischen Bevölkerung geteilten Räume wurden immer enger. Als die orthodoxe Religionsgesellschaft Ohel Jakob in München 1924 die Gründung einer Jüdischen Volksschule in der Münchner Altstadt initiiert hatte, war dies von vielen liberalen Juden als «Ghettoschule» noch entschieden abgelehnt worden, obwohl die Einrichtung wie jede andere Schule den öffentlichen Behörden und Ministerien unterstellt war und dem allgemeinen Lehrplan folgte.⁶ Mit der Zeit wurden aber auch zunehmend Mädchen und Jungen aus liberal-jüdischen Familien dort eingeschult – nicht zuletzt, um sie vor antisemitischen Anfeindungen in den gemischten Schulen zu schützen. Bereits im April 1933 erließen die neuen Machthaber ein «Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen», wie sie es nannten. Der Druck auf die Eltern stieg und zeigte Wirkung: Im Sommer 1934 ermittelte das städtische Schulamt nur noch 127 jüdische Kin-



Die mit der orthodoxen Synagoge verbaute Volksschule in der Herzog-Rudolf-Straße in der Münchner Altstadt: Das Schulgebäude ist der Anbau auf der rechten Seite.

der an öffentlichen oder privaten Volksschulen. Während sich die Schülerzahlen an der Jüdischen Schule in den Jahren vor 1933 stabil bei etwa 110 bis 120 Kindern eingependelt hatten, wurden für das Schuljahr 1934/35 bereits 256 Schülerinnen und Schüler registriert;⁷ aus ganz München strömten nun morgens die Kinder in die Herzog-Rudolf-Straße, die einen zu Fuß, die anderen zumindest zum Teil mit der Straßenbahn, da die Wege so lang waren.

Ein Jahr später, im Frühjahr 1935, wurden die Kinder auf unserem Foto eingeschult – das volle Programm inklusive großer Schultüten mit Obst und Süßigkeiten. In den Familien wurde über die antisemitische Stimmung im Land meist geschwiegen, um die Kleinen zu schützen, und in vielen Fällen gelang es, eine gewisse Unbeschwertheit zu erzeugen: «Ich liebte meine Schule vom ersten Moment an, in dem ich mein Klassenzimmer betrat», schrieb zum Beispiel Mella Löwy später.⁸ Auf dem Weg zur Schule und wie-

der nach Hause wurden aber auch die Mädchen und Jungen auf unserem Foto tagtäglich an ihre fragile gesellschaftliche Stellung erinnert. «Die jüdische Schule war nur wenige Gehminuten von unserem Haus entfernt», beschrieb Sara Rosenstock ihren täglichen Schulweg: «Wir gingen nur auf der Hauptstraße zur Schule, um nicht schikaniert zu werden.» «Ein Kind kann zwar nicht verstehen, warum man es ausgrenzt und ihm das Gefühl gibt, anders zu sein, aber das Kind ist nicht wirklich beunruhigt», schrieb dagegen Hugo Holzmann: «Ein Kind lebt nur für den Augenblick oder vielleicht für den nächsten Tag. Solange man dem Kind eine Chance gibt, physisch zu überleben, wird es sich anpassen.» Er erinnerte sich aber auch daran, dass ihm einmal ein nichtjüdischer Junge nicht glauben wollte, dass er Jude war – schließlich ragten keine Hörner aus seiner Stirn.

In der Jüdischen Schule blieben den Kindern auf unserem Foto solche Anfeindungen zumindest im Schulalltag erspart. Viele Episoden um diese Klasse zeigen, dass sie dort ganz gewöhnliche Kinder sein durften – Mädchen und Jungen, die kluge Fragen genauso wie Streiche im Kopf hatten und es liebten, miteinander zu spielen oder sich gegenseitig zu ärgern. Rivalität und Rangelei, beste Freundschaften und erste Schwärmereien: der ganz normale Wahnsinn kindlicher Lebenswelten war natürlich auch an der Jüdischen Volksschule präsent. Doch angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen blieb vor allem eines in Erinnerung: «Es war für uns Kinder wie eine Bastion des Friedens», schrieb Hugo Holzmann.

In der dritten Klasse von 1937 lernten mehr als 50 Kinder seit an Seit: die 48 Kinder, die auf dem Foto zu sehen sind, und einige weitere, die an diesem Tag offenbar fehlten.¹² Das traditionelle religiöse Umfeld war durch Simon Ehrentreu (#45), den Sohn des Rabbiners der jüdisch-orthodoxen Gemeinde, in dieser Klasse besonders prominent vertreten. Insgesamt aber kamen die Kinder,

entsprechend der Struktur in der Münchner Gemeinde, überwiegend aus Elternhäusern liberal-jüdischer Ausrichtung oder aus Familien, in denen sich schon lange eine gewisse Indifferenz gegenüber dem Judentum entwickelt hatte – bis hin zu Konvertiten und Atheisten: Kriterien, die die Nationalsozialisten in ihrem Rassenwahn jedoch kaum interessierten.

Nicht nur das Verhältnis zur jüdischen Religion, auch die sozialen Hintergründe der Kinder waren ganz verschieden, und manche aus den wohlhabenden Elternhäusern hatten mit ihren ärmeren Mitschülern außerhalb des Klassenzimmers praktisch nichts zu tun. Die weniger privilegierten Kinder saßen in der Klasse «in den vorderen Reihen, was mir damals wie ein anderes Land vorkam, mit dem man sich nicht verbrüdet», erinnerte sich etwa Mella Löwy. Das galt sogar für ihre eigene Cousine Gertrud «Goldi» Bienenfeld – das Mädchen, das auf dem Klassenfoto ganz rechts vorne einsam in der Hocke sitzt.¹³ Auch den Lehrkräften blieben die «feinen Unterschiede» natürlich nicht verborgen. Besonders wichtig waren sie offenbar für Ferdinand Kissinger, den Klassenlehrer der Dritten im Frühjahr 1937 – auf dem Bild die Nummer 1. In Abgrenzung zu seinem Bruder Julius, der ebenfalls an der Schule lehrte, wurde er dort als «der dicke Kissinger» bezeichnet. Die beiden stammten aus Fürth und waren Onkel zweiten Grades des späteren US-Außenministers Henry Kissinger. «Julius war der nette Kerl. Ferdi war weder ein guter Lehrer noch ein netter Mann», erinnerte sich Hugo Holzmann in seinen Memoiren.¹⁴ Kissinger war unter anderem für seine Strafen bekannt, die offenbar häufiger die ärmeren Kinder trafen.¹⁵ Bei Hugo soll sich die Geringschätzung auch auf dessen Noten ausgewirkt haben.

Die Mädchen und Jungen auf unserem Foto hatten alle ihre eigenen Ängste, Sorgen und Hoffnungen. Es waren Kinder mit ihren kleinen und großen Problemen und ganz unterschiedlichen

Charakteren. Doch sie alle wurden vom Terror des Nationalsozialismus eingeholt, ein Schicksal, das sie eng miteinander verbindet. In ihren Biografien, in ihrem Sterben oder Über- und Irgendwie-weiter-Leben, spiegelt sich das ganze Spektrum der nationalsozialistischen Judenverfolgung. Ihre Erinnerungen bringen uns über verschlungene Pfade (ab)gebrochener Biografien die Geschichte der Schoa so nahe, dass es im Innersten schmerzt: Der tödliche Hass gegenüber unschuldigen Kindern lässt die wenigsten kalt.

In diesem Vorwort kamen bereits etliche Namen vor, im ganzen Buch werden es noch viel mehr sein – unmöglich, sie sich alle zu merken. Acht Kinder auf unserem Foto aber werden uns auf den nächsten 400 Seiten immer wieder begegnen, von ihnen lassen wir uns durch die Zeit führen. Dass wir es dabei mit Quellen unterschiedlicher Herkunft und Beschaffenheit zu tun hatten – mit Tagebüchern und Memoiren, aber auch mit Erinnerungen Dritter oder mit von den Tätern produzierten Akten –, sorgt dafür, dass wir manchen dieser Kinder näher kommen als anderen: eine Tatsache, die auch beim Lesen auffallen wird.

Hugo Holzmann lässt uns besonders tief hineinschauen in die Welt seiner Gedanken und Gefühle. Er hat Bayern vor Kriegsende nicht verlassen und versteckte sich zuletzt auf einem Bauernhof in der Nähe von Dingolfing. 1947 emigrierte er mit seiner Mutter nach Philadelphia, kämpfte mit der US-Army im Pazifik-Krieg, machte eine Ausbildung zum Apotheker und arbeitete in einem Krankenhaus in Colorado, bevor er sich mit seiner Frau in Kalifornien niederließ, wo er 2019 starb. Er hat nicht nur historische Romane zwischen Fiktion und Wirklichkeit, sondern auch eine viele hundert Seiten lange Autobiografie verfasst, die er seiner Mutter, der titelgebenden «Woman Courageous» widmete.¹⁶ Hugo Holzmann, der sich auch vom Fernsehen interviewen ließ,¹⁷ suchte sein

Leben lang nach seinen alten Schulfreunden. Einen eigenen Abzug des Klassenfotos von 1937, das seiner Erinnerung auf die Sprünge half, hat ihm bei ihrem Wiedersehen in Amerika sein alter Freund Paul geschenkt – der hieß nun Nussbaum, denn das scharfe ß in seinem deutschen Nachnamen kannte man im Englischen nicht.

Paul Nußbaum (#34) also: Er emigrierte 1939 mit seiner Familie über Italien, die Schweiz und Großbritannien nach Baltimore an der US-amerikanischen Ostküste. Als er dort im Alter von zehn Jahren ankam, begann er, ein Tagebuch zu schreiben. Das Büchlein hatte ihm eine Schulkameradin vor seiner Ausreise geschenkt, nun wollte er seine «Jugendjahre niederschreiben», wie er es nannte.¹⁸ Später, als Anwalt spezialisiert auf Prozesse um die Aufhebung der «Rassentrennung» in den USA, hat er nicht mehr gern über seine Kindheit gesprochen, nur einmal ließ er sich vor seinem Tod im Jahr 1997 noch von seinem älteren Sohn befragen. Der hat das bewegende Gespräch glücklicherweise aufgezeichnet.¹⁹

Für Melanie «Mella» Löwy dagegen war ihre Kindheit ihr weiteres Leben lang das bestimmende Thema. Sie entkam der Schoa mit einem Kindertransport nach England und lebte zuletzt, das war 2023, wieder in dem Dorf, in dem sie damals unterkam. In Oxford hielt sie regelmäßig Vorträge über die jiddische Dichtung ihres Vaters Josef Hillel Löwy. Sie anglisierte ihren Nachnamen zu Lowy, schrieb von ihrer eigenen Biografie inspirierte Romane und eine Autobiografie unter dem Titel «A Childhood Memoir».²⁰

Ebenfalls geflohen ist Marion Sichel: Mit ihrer Familie gelang ihr bereits im April 1938 die Emigration nach Argentinien. Ihre Mutter Anna hielt die Erfahrungen und die Herausforderungen des Neuanfangs in einem fremden Land in ihren Erinnerungen fest.²¹ Diese zeigen, dass selbst nach der geglückten Flucht der Alltag im Exil von Unsicherheiten und Entbehrungen geprägt blieb.

Margot Süßheim (#16) hat ihr Leben nicht aufgeschrieben, dafür war sie viel zu bescheiden. Dabei hätte sie viel zu berichten gehabt: Sie entkam als Letzte ihrer Münchner Klasse ins rettende Exil. Im Sommer 1941 emigrierte das Mädchen mit ihrer Familie in die Türkei, ein eher untypisches Emigrationsland. Nach dem Tod des Vaters, des Orientalisten Karl Süßheim, zog die Familie weiter in die USA. Margot Suesheim, wie sie ihren Namen dort amerikanisierte, lebte zuletzt in einem Seniorenheim in Queens, New York. Hier hat sie einige Jahre vor ihrem Tod im Jahr 2020 lange Interviews gegeben – aber erst, als eine der beiden Autorinnen dieses Buchs sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Biografie über ihren Vater zu schreiben.²² Der hatte sein Leben lang Tagebuch geführt, die meiste Zeit auf Osmanisch und Arabisch, da er als junger Mann lange in Konstantinopel gelebt hatte.²³ In dieser einzigartigen Quelle spielt auch seine geliebte Tochter Margot eine wichtige Rolle.

Unser nächster Protagonist, Siegfried «Sigi» Golomb, hat von sich selbst gesagt, er habe eigentlich vier Leben gelebt – eines in Deutschland, eines in Osteuropa, eines in Israel und eines in den USA. In seinem ersten Leben war er als «Ostjude» noch verhasster als andere Juden in München, das zweite führte ihn ins Ghetto und die Lager, darunter Auschwitz, im dritten legte er seinen verhassten germanischen Vornamen ab. In seinem vierten Leben wurde Dan Golomb Vater zweier Töchter, Forschungsdirektor der amerikanischen Umweltschutzbehörde und gab dem Fortunoff-Archiv für Holocaust-Zeugnisse, dem United States Holocaust Memorial Museum und deutschen Dokumentarfilmern ausführliche Interviews.²⁴ Er starb 2013 im Alter von 84 Jahren.

Seine Klassenkameradin Berta Sandbank (#28) hat er um sieben Jahrzehnte überlebt. Bertels Leben war kurz, doch es hat Spuren hinterlassen: Das beliebte Mädchen taucht in den Erinnerungen ihrer Schulfreunde aus München immer wieder auf. Unmöglich

konnten wir sie als Protagonistin dieser Geschichte weglassen. Wenn im Kapitel «Weiterleben» nur noch von sieben statt acht Kindern erzählt wird, liegt es daran, dass sich Bertels Spur 1942 im polnischen Izbica verliert – am wahrscheinlichsten ist, dass sie von dort in ein Vernichtungslager deportiert wurde. Wie bei so vielen anderen ihrer Klasse ist nach Bertels frühem Tod eine entsetzliche Lücke geblieben.

Ein Kind auf dem Foto hätten wir im Zuge unserer Spurensuche noch fast persönlich kennengelernt: Sara Hinde Rosenstock, einst bekannt als Rali Schindler (#27). Sie ist unsere letzte Heldin in dieser Geschichte. Sara war früh nach Palästina emigriert und lebte bis zuletzt im Kreise ihrer Großfamilie in Israel. Für ihre Kinder hat sie ihre Erinnerungen aufgeschrieben, die bis heute unveröffentlicht sind.²⁵ In Ra'anana bewahrte Sara nicht nur ihr altes Klassenfoto, sondern auch ein Poesiealbum aus ihrer Schulzeit in München auf, in das sich viele ihrer Schulfreunde eingetragen haben.²⁶ Dreimal haben wir in den vergangenen Jahren einen Besuch bei ihr und ihrer Tochter Ruth Yoel geplant, doch jedes Mal hat uns die politische Lage im Nahostkonflikt einen Strich durch die Rechnung gemacht.

«Meine Klasse. Wer hat überlebt???»), hatte Sara auf ihr Foto geschrieben. Wir sind froh, dass wir ihr diese Frage vor ihrem Tod im Sommer 2025 zumindest aus der Ferne noch beantworten konnten: Die meisten Kinder ihrer Klasse sind dem Horror des Rassenwahns rechtzeitig entkommen, worüber Sara sehr glücklich war. Elf der Kinder auf dem Foto sollten das Kriegsende 1945 mit dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes aber nicht mehr erleben. Ihnen ist dieses Buch gewidmet.

I. LEBEN

*Das Zwillingmädchen **Margot Ruthenburg** (#19) flirtet manchmal ein bisschen mit den Jungs. Zumindest versucht sie es. Dann blinzelt sie einen Lieblingsjungen mit ihren Augen an und schämt sich anschließend, als hätte sie was Schlimmes getan.*

***Steffi Weil** – blonde Locken, Pfirsich-Teint – wandert schon früh mit ihrer Familie aus. Aber wer kann schon ihr hübsches Gesicht vergessen?*

*Als **Harald Zernik** (#9) wieder einmal Hugo Holzmann besucht, hat der eine Flasche Kirschlikör gemopst. Auf dem Dachboden trinken sie sie aus. Harald hat Glück, dass er alles wieder auskotzt. Hugo hat für drei Tage einen Kater.*

***Eva Ballin** (#18) ist ein Einzelkind, höflich und tadellos erzogen. Auf ihrer Abschiedsparty gibt es Kuchen, heiße Schokolade, Luftballons und Papierpfeifen.*

*Der mutige **Erich Kupfer** (#8) verpasst Mella Löwy unter der Corneliusbrücke hinter dem Deutschen Museum ihren ersten Kuss. Mella schwört sich, nie wieder mit diesem rothaarigen, acht Jahre alten Unhold allein nach Hause zu gehen. Außerdem ist sie in einen anderen Jungen verschossen. Armer Erich.*

Friederike Jeidel (#14) schreibt ihrer Freundin Rali Schindler zum Abschied ins Poesiealbum: «Bist Du erst groß, so siehst Du's ein, wie schön es war, ein Kind zu sein.»

*Gott sei Dank bin ich groß, denkt Hugo Holzmann. Nicht so wie sein kleiner Freund **Alo Hirsch** (#6), der nur aus Haut und Knochen besteht – obwohl sein Vater Metzger ist. Vielleicht ist es aber auch ganz gut, dass Alo so wenig Appetit hat: Einmal schenkt er Hugo eine große Stange Salami.*

***Jackie Alster** (#2) ist ein nettes Kind, findet Hugo Holzmann, aber ein Muttersöhnchen.*

*Eines Tages nimmt die Mutter von **Eduard Engelberg** (#35) ein Bild aus seinem Rahmen, rollt es zusammen und verlässt das Haus. Als sie wiederkommt, hat sie ein Schweizer Visum für die ganze Familie. Das Gemälde war von Otto Stein, einem der Gründer der Münchner Neuen Secession.*

*Hugo Holzmann und seine Mitschülerin, die hübsche **Esther Berger** (#12), sind für einige Wochen gleichzeitig im Jüdischen Kinderheim untergebracht. Manchmal hält Hugo heimlich Esthers Hand.*

*An einem Tag kurz vor Weihnachten ist **Gerda Leiter** in einem Bus auf dem Weg von New York nach Pittsburgh. Entlang des Highways sieht sie die Häuser mit ihren warmen Lichtern. Das Mädchen fühlt sich verloren, schaut sehnsüchtig auf jedes Haus und stellt sich vor, wie sie darin sicher und geborgen wäre. Gerda wird nie wiederfinden, was sie in München verloren hat.*

[...]

5. Harwich, Dezember 1938 | Mella oder Der Kindertransport

Ein eisiger Wind bläst den Kindern an Deck ins Gesicht, als das Schiff sich am 29. Dezember 1938 der Hafenstadt Harwich nähert.¹ Viele Stunden hat die Überfahrt von Hoek van Holland bei Rotterdam bis an die Küste von Essex gedauert. Inzwischen dämmert es und vereinzelte Schneeflocken tanzen durch die Luft. Mella liebte den Schnee in München so sehr, jetzt aber stimmt er sie nur traurig.

Die Passagiere sind zwischen fünf und 17 Jahre alt. Sie tragen Schildchen um den Hals, die ihnen beim Antritt der Reise umgehängt wurden und nun beim Ausstieg überprüft werden. Einige der Kinder halten ihre kleinen Taschen fest umklammert oder drücken ihre Stofftiere an sich, letzte Geschenke der Eltern, die sie auf dem Kontinent zurücklassen mussten. Seit die kleine Melanie Löwy am Morgen in München in den Zug gesetzt worden war, hat sie kaum mehr ein Wort gesagt.² Nur einmal fragte sie das ältere Mädchen, das sich ihrer etwas angenommen hatte, mit leiser Stimme, ob ihr Koffer auch wirklich vom Schiff mitgenommen worden sei. Schweigend geht sie nun von Bord und steigt in einen der wartenden Busse, die für die Kinder bereitstehen. In den Wochen zuvor sind bereits Schiffe mit mehr als 1500 Kindern aus Berlin, Frankfurt,

Wien und Prag angekommen.³ Nun reiht sich auch Mellas Flucht in die wachsende Zahl dieser sogenannten Kindertransporte ein, eine Rettungsaktion, die vom britischen Council for German Jewry initiiert worden war, um Kinder vor der Gewalt der Nazis zu retten.⁴

Der Bus bringt die Kinder nach Dovercourt, zu einem Gelände, das für gewöhnlich als Ferienlager genutzt wird. Dort, wo in den Sommermonaten Familien Urlaub machen, ist nun eine Unterkunft für die Geflohenen eingerichtet. Als der Bus das Gelände erreicht, ist es bereits stockdunkel. Für Mella ist dieser Moment von einer eigentümlichen Leere geprägt, die zwischen der Erschöpfung von der langen Reise und der Ungewissheit klafft, was sie nun an diesem fremden Ort erwarten wird. Eines ist ihr klar: Ihr altes Ich, die fröhliche kleine Mella, hat sie in München zurückgelassen.⁵

Das Meer, nur wenige Schritte entfernt, rauscht bedrohlich. Mella fühlt sich «wie Hänsel und Gretel, verloren nicht im Wald, sondern an einem Ort, der noch gefährlicher war».⁶ Die Gruppe der Kinder stapft durch die schwarze Nacht, bis sie eine der hölzernen Baracken erreicht. «Das ist es, unsere Hütte», ruft eines der Mädchen, das den Schlüssel trägt. Im Inneren erwarten sie vier Betten, ein kalter Steinboden und schwaches Licht, das nur von draußen durch die angelehnte Tür hereinfällt. Die anderen Mädchen fordern Mella auf, sich für das Abendessen fertig zu machen, doch sie starrt sie nur an. «Ich hasste ihre vergrämten Gesichter (...). Ich wollte nichts von ihnen wissen. Wo war meine Familie? Was taten sie in diesem Moment?» Dennoch macht Mella, was man ihr sagt, schließlich kannte sie das so von zu Hause.⁷ Am nächsten Morgen wacht das Mädchen zitternd auf. Das Wasser in der Hütte ist gefroren, und so wäscht sie sich mit dem eisigen Wasser am Außenhahn. Die von der Mutter eingepackten Dinge sind ihr wertvoller denn je. Sie sind die letzten Zeichen der Geborgenheit, sie riechen sogar noch nach Zuhause. Ihre Gedanken irren

zwischen Glauben und Zweifel hin und her. «Das alles war Gottes Welt», hat ihr Lehrer Berlinger gelehrt, «erschaffen in sieben Tagen.»⁸ Doch angesichts der Kälte und der Einsamkeit fragt sich Mella nun: «War Gott nicht immer bei uns?» Sie fühlt seine Gegenwart nicht mehr.

Mella verwahrt noch etwas in ihrem kleinen Koffer, das sie aus München mitgebracht hat, etwas, das sie an ihr Zuhause, ihre Freundinnen und Freunde erinnert und das ihr heilig ist: ihr Poesiealbum. Das Album war ein Geschenk der Eltern zu ihrem neunten Geburtstag, den sie Anfang des Jahres noch in der elterlichen Wohnung in München gefeiert hat. Es handelte sich um «ein exquisites kleines Autogrammbuch aus Leinen, das ich mir schon lange gewünscht hatte und das mir meine Eltern schenkten. Es war mit hellem Leinen bezogen und mit Glockenblumen, Mohnblumen und Mais bestickt, deren Farben so realistisch waren, dass man das Gefühl hatte, sie seien gerade gepflückt worden. Ich bat meine besten Freunde, kleine Nachrichten und Gedichte hineinzuschreiben, damit ich sie nie vergessen würde.»⁹ Mella sollte nicht nur ihre Freunde, sondern auch ihr Zuhause in Bayern nie vergessen: «Wir wohnten in der Schweigerstraße bei der Au», wird sie Jahrzehnte später festhalten, «einer leuchtend grünen Wiese, auf der regelmäßig eine Dult stattfand.»¹⁰ An der Reichenbachbrücke konnte man an das Ufer der Isar hinabsteigen; eine schattige, baumgesäumte Anlage führte von dort bis zum Englischen Garten.

Das Viertel rühmte sich in den 1920er Jahren mehrerer brandneuer Miethäuser mit modernsten Einrichtungen: Portiers in den Souterrains, Marmorböden in den Eingangshallen, breite hölzerne Treppen. Beim Eintreten, so berichtete Mella später, stieg einem der süße Duft des polierten Holzes direkt in die Nase. In einer geräumigen Wohnung lebte das Mädchen als jüngstes von vier Kin-

dern mit ihren Eltern, Mirjam, eine geborene Tennenbaum, und Josef Hillel Löwy. Beide waren lange vor Mellas Geburt aus Polen nach München gekommen und hatten sich dort eine neue Existenz aufgebaut. Im Münchner Jiddischen Kulturverein Perez, benannt nach dem berühmten Dichter Jizchok Leib Perez, hatten die beiden sich kennengelernt.¹¹ Mellas Mutter Mirjam war bereits im Alter von sechs Jahren allein nach München geschickt worden, wo sie bei einer Tante aufwuchs. «Manchmal wiederholt sich Geschichte auf eigentümliche Weise», dachte Mella angesichts ihrer eigenen einsamen Flucht nach England später.¹² Ihre Eltern betrieben in der Lindwurmstraße ein Geschäft für Bettwaren, das vor allem von der Mutter geführt wurde. Josef unterstützte sie, doch vorrangig war Mellas Vater ein Dichter. Er bewegte sich in den literarischen Kreisen der Stadt, veröffentlichte Gedichte und war für seine ausdrucksvolle Stimme bekannt, mit der er Opern, Operetten und jiddische Lieder gleichermaßen sang.

Die Wohnung der Löwys war ein Ort der Musik – und der Bücher. Es gab eine große Bibliothek und Josef Hillel Löwy vermittelte seiner jüngsten Tochter schon früh eine besondere Nähe zur Literatur: Er ließ Mella Gedichte auswendig lernen und gab ihr kleine Rollen in den Purim- und Chanukka-Stücken, die er für die Jüdische Gemeinde schrieb. Der Poet nahm sich viel Zeit für sein Kind, wie seine Tochter später berichtete: «Als Kleinkind machte er mit mir lange, grüne Spaziergänge in der Anlage oder im Englischen Garten, wo es damals so ein wunderschönes Karussell gab, das immer dieselbe Grammophonmusik spielte, die ich bis zum heutigen Tage summen kann, und die mich immer noch entzückt. Mein kleines Händchen wurde bald warm in Vaters fester, beruhigender Hand. Und die phantastischen Geschichten, in denen wir alles, was unser Herz begehren konnte, in die Wirklichkeit zauberten! In denen niemand leiden musste; in denen Juden und Chris-



Mella Löwy kurz vor ihrer Abreise mit dem Kindertransport (1938).

ten sich liebten und ehrten. Wie gerne flog ich mit meinem Vater in sein bezauberndes Schlaraffenland. (...) Ja, durch Kinderaugen angeschaut war es tatsächlich ein Schlaraffenland.»¹³ Auch die historische Tradition war bei den Löwys zu Hause – nicht nur in den vielen Büchern: Im Musikzimmer hing ein riesiges Sepia-Porträt von Josef Hillels Vater, das Mella besonders liebte, auch wenn sie ihren Großvater aus Krakau nicht mehr kennenlernen konnte: «Großvaters Gesicht war einzigartig herrlich», erinnerte sie sich später. Mella wusste, dass die Wurzeln ihrer Eltern in Polen lagen.

Wie in vielen anderen Familien organisierte die Mutter, die ebenfalls eine große Liebe zur Literatur hatte, den familiären Alltag. Neben ihrem Geschäftssinn verstand Mirjam Löwy sich auch auf das Backen, Mella erinnerte sich noch lange lebhaft an den Duft, der die ganze Wohnung durchzog.¹⁴ Das Mädchen spürte, dass die Ehe ihrer Eltern von großer Liebe getragen war: der Vater, ein romantischer Träumer, und die Mutter, eine unermüdliche Organisatorin, ergänzten sich perfekt. So wuchsen die vier Kinder, Abraham, genannt Abi (Jahrgang 1920), Henni (1921), Trudel (1924) und die 1929 geborene Mella in einem Haushalt auf, in dem sich religiöse Tradition, Familienleben und kulturelle Offenheit verbanden. Alle vier Kinder der Löwys besuchten die Jüdische Volksschule in der Herzog-Rudolf-Straße, die von ihrer Wohnung aus in etwa 20 Minuten zu Fuß zu erreichen war. Für Mella begann dieser neue Lebensabschnitt im Mai 1935. Wie schon damals üblich, trug die noch Fünfjährige an ihrem ersten Tag eine große, mit Süßigkeiten gefüllte Schultüte. Sie sollte ihn nie vergessen: «Dies war das vierte Mal, dass meine Eltern dieses Ritual durchmachten, aber ich hatte Glück, denn seit Trudel an der Reihe gewesen war, war ein angemessener Abstand vergangen. Mutti hatte darauf bestanden, mich bis zum oberen Ende der langen Herzog-Rudolf-Straße zu begleiten, aber ich wollte das letzte Stück allein zurücklegen. Also tat ich so, als hätte ich Mutti nicht bemerkt, die ein gutes Stück hinter mir ging, während ich die überladene silberne Tüte, die mir fast bis zu den Schultern reichte, bis zum Schuleingang schleppte. Mein Herz pochte heftig, als ich anhielt und gnädig auf Mutti wartete, damit sie mir diesen letzten Kuss gab, bevor ich mich in die drängende Menge übermäßig aufgeregter kleiner Fremder wagte.»¹⁵

Von der ersten Stunde an liebte Mella ihre Schule. Eine besondere Bezugsperson wurde ihr Lehrer Abraham Berlinger, den sie,

wie sie sich später erinnerte, als ersten Mann nach ihrem Vater wirklich ins Herz schloss. Sie bewunderte seine Freundlichkeit und die Art, wie er zu lernen ermutigte und Inhalte anschaulich vermittelte: «Er ließ das Alte Testament so lebendig werden wie ein Film. Als Abraham bereit war, seinen geliebten Sohn zu opfern, hatte ich große Mühe, die Tränen zurückzuhalten. Und als Gott schließlich einlenkte, war ich so begeistert, dass ich klatschte. Lehrer Berlinger lehrte nicht den Glauben an die Religion, er lehrte einfach das Alte Testament als eine mitreißende Geschichte, und er lehrte es mit einem solchen Realismus, dass nur wenige aus dieser Klasse Schwierigkeiten hatten, sich an alle Einzelheiten zu erinnern.»¹⁶ Mella erwies sich als begeisterte Schülerin. Sie sang gern, rezitierte Gedichte mit fester Stimme und zeigte besondere Begabung im Turnen. Ihre Leistungen waren offenbar so außergewöhnlich, dass sogar geplant war, sie für die jüdischen Olympischen Jugendspiele zu nominieren.¹⁷

Die Schule blieb für Mella einer der glücklichsten Orte ihrer Kindheit: «Meine Schule war für mich ein Ort, an dem Lernen und Freundschaft sich mit immer neuen Abenteuern verbanden (...) und es gab nichts, was meinem Glück im Wege stand», schrieb sie ungeachtet des wachsenden Antisemitismus, der sie außerhalb der Schulmauern in ihrem Alltag umgab.¹⁸ Doch Mella hatte es tatsächlich vergleichsweise gut: Im selben Haus wie die Löwys wohnte ihre Freundin Lizzy Goldfarb, Einzelkind und ein Jahr jünger als sie selbst. Die Goldfarbs lebten in der Wohnung über den Löwys, bis sie Anfang 1938 nach Amerika emigrierten.¹⁹ Und das Wohnhaus bot noch weitere freundschaftliche Begegnungen: Im ersten Stock lebten Herr und Frau Löwenberger, ein kinderloses Ehepaar, das Mella ins Herz schloss. Herr Löwenberger war jüdisch, seine Frau katholisch. Sie erlaubten dem Kind, ihren Dackel Fritzl auszuführen, und luden es sogar zu ihrem Weihnachtsfest ein. Mella war sehr

angetan von dem großen geschmückten Baum. Sie fühlte sich willkommen, und die Freundlichkeit der Nachbarn blieb ihr für immer unvergessen.²⁰

Schließlich gab es in Mellas Kindheit noch eine besondere Gefährtin: Zickezange, ihre imaginäre Freundin. Ihr konnte sie alles anvertrauen, was sie den Erwachsenen nicht zu sagen wagte. Mit dem Beginn der Schulzeit wurde Zickezange jedoch durch reale Freundschaften abgelöst. Ihre engste Gefährtin wurde Evi Ballin, ein Mädchen, das sie nie vergessen würde. Evi war das einzige Kind eines Arztes. Mella bewunderte an ihr die Ruhe und Bescheidenheit, die sie ausstrahlte. «Sie war genau in meinem Alter, fast auf den Monat genau, und doch erschien sie mir als etwas ganz Besonderes», schrieb sie später. Besonders in Erinnerung blieb ihr Evis äußere Erscheinung: das pechschwarze, kurze, glänzende Haar, das in scharfem Kontrast zu ihrer eigenen widerspenstigen Mähne stand, dazu die großen dunklen Augen und der olivfarbene Teint. Für Mella wurde Evi die «allerliebste Freundin».²¹ Sie hatte das Gefühl, dass von ihr eine angeborene Würde ausging, eine Vornehmheit, die nicht aufgesetzt wirkte: «Sie war so höflich und tadellos erzogen, ohne dabei affektiert zu wirken.» Gerade diese Mischung aus Natürlichkeit und Haltung ließ Mella ihre Freundin über alles bewundern. Sie erinnerte sich auch noch an die Abschiedsparty, die Evi veranstaltete, ehe sie für immer fortging. Eine weitere enge Freundin von Mella war Bertel Sandbank und für immer in Erinnerung blieb ihr auch Steffi Weil, «das schönste Mädchen der Klasse mit ihren goldenen Locken», das ebenfalls zu ihren engen Freundinnen gehörte. Nicht nur auf dem Klassenfoto, auch im Klassenzimmer suchten sie sich Plätze in der Nähe voneinander: «Wir (...) saßen alle hinten, Eva neben mir und Bertel auf der letzten Bank mit Annemarie», Steffi Weil direkt hinter Mella.²² In der Klasse gab es jedoch auch einige Jungen, an die sie

sich später noch erinnerte. Ihr Klassenkamerad Erich Kupfer zum Beispiel begleitete sie oft von der Schule nach Hause. Als Erich ihr eines Tages unter einer Brücke ganz unvermittelt ihren ersten Kuss gab, war das für Mella ein Skandal: «Ich rannte wie von Sinnen nach Hause [und] erzählte niemandem von meiner Schande (...).»²³ Zudem, fügte sie hinzu, sei sie in einen anderen Jungen vernarrt gewesen: Mellas Sympathien galten ihrem Mitschüler Eugen Goldberg, der sie ebenfalls häufig nach Hause begleitete. Auf unserem Klassenfoto ist er aber leider nicht zu sehen.

Bis 1938 war Mellas Kindheit von der Wärme der Familie und den Freundschaften in Schule und Nachbarschaft getragen, doch immer deutlicher legte sich ein Schatten auf diese Geborgenheit. Das Schwimmbad oder die Parkanlagen – Vergnügungsorte, die zuvor selbstverständlich gewesen waren – blieben jüdischen Kindern plötzlich verschlossen.²⁴ In der Wohnung der Löwys tauchten neue Worte auf: «Antisemitismus», «Emigration», «Zionismus», «England» und «Amerika» hörte Mella nun immer wieder, ohne es ganz zu verstehen. Sie wusste nur, dass England und Amerika ferne, gute Länder waren, in die viele Juden flohen, wenn es ihnen gelang, die notwendigen Papiere zu bekommen. Auch immer mehr Kinder aus Mellas Umfeld verließen mit ihren Familien das Land. Die Klasse wurde kleiner «und Lehrer Berlinger wirkte dauerhaft niedergeschlagen.»²⁵ Auch ihre geliebte Evi war eines Tages nicht mehr da, und dieser Abschied traf Mella besonders schwer; das Mädchen war untröstlich, als sie ihre beste Freundin verlor. Von Evi Ballin blieb Mella nur noch ein Eintrag im Poesiealbum: «Sich selbst bekriegen ist der schwerste Krieg, sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg.»²⁶

Die für Mella so wichtigen Freundschaften zerbrachen also nach und nach. Richtig schmerzhaft war auch der Abschied von den Goldfarbs. Kurz bevor ihre Freundin Lizzy mit den Eltern in

die Vereinigten Staaten emigrierte, schrieb sie noch ein Gedicht in Mellas Poesiealbum. Darunter notierte sie ganz ernst: «Zur freundlichen Erinnerung an deine beste Freundin Alice Goldfarb.» Der Kontakt zwischen den beiden Mädchen brach danach ab und Mella sollte nie erfahren, dass ihre einst beste Freundin später unter dem Namen Alice Goldfarb Marquis in den USA eine bekannte Historikerin und Journalistin wurde.²⁷

Warum Mella, wie wir bereits hörten, im Nachhinein glaubte, auch ihre Freundin Bertel habe sie damals in München zurückgelassen, lässt sich nicht rekonstruieren – vermutlich überlagerten sich in ihrer kindlichen Erinnerung die vielen traumatischen Ereignisse. Von all den Sorgen, die ihre Eltern in dieser Zeit hatten, bekamen so junge Kinder wie Mella jedoch nicht viel mit. Ihr Bruder Abi, fast zehn Jahre älter als sie, erlebte die Ereignisse bereits als junger Erwachsener. Er erinnerte sich daran, dass die Familie von den Einkünften aus dem Bettwarengeschäft immer gut leben können – bis 1933: «Dann wurde es immer schlimmer. Die Leute hörten auf, ihre Schulden zu bezahlen. (...) Man konnte sie nicht vor Gericht bringen, sonst hätte man Schwierigkeiten bekommen, ja sogar sein Leben riskiert. So ging das Geschäft zugrunde, alles wurde bankrott. Und schließlich lebten wir von dem, was uns noch geblieben war.»²⁸ Die Mutter löste das Geschäft auf und bemühte sich, eine Möglichkeit zur Emigration zu finden. Der gewohnte Alltag ließ sich kaum noch aufrechterhalten; so wurde es etwa zusehends schwieriger, koschere Lebensmittel zu besorgen.

Später erinnerte sich Mella in diesem Zusammenhang an ein besonderes Ereignis, als sie im April 1938 während des Pessachfestes einen Tag mit ihrem geliebten Vater verbrachte und mit ihm an der Isar spazieren ging. Unter den Bäumen setzten sie sich auf eine Bank. «Du bist sehr blass. Hast du Hunger, mein Liebling?»²⁹ Mella schüttelte den Kopf, doch ihr Vater musste bemerkt haben,

wie sie begierig den Duft der ofenfrischen Semmeln einsog, der über die Straße von einem kleinen Laden herüberwehte, vermischt mit dem unverkennbaren Geruch von Schinken und Wurst. Schließlich stand der Vater auf: «Warte hier. Ich bin gleich zurück.» Während Mella auf der Bank saß, dachte sie daran, wie sehr sie ihren Vater liebte, und fragte sich, warum ihre Mutter ihn immer wieder drängte, an seine Freunde in England zu schreiben, um Visa für das Land zu bekommen. Sie hoffte insgeheim, dass sie gar nicht würden weggehen müssen, dass Hitler und seine Anhänger bald verschwänden und München wieder so werden könnte, wie sie es kannte und liebte. Dann sah sie ihren Vater zurückkommen. Er trug eine kleine Papiertüte. Wie immer war er tadellos gekleidet, schlank, elegant, mit Hut auf dem Kopf, «wie ein Filmstar», habe sie damals stolz gedacht. Nachdem er sich neben sie gesetzt hatte, zog Josef Hillel Löwy vorsichtig ein Brötchen aus der Tüte. Sie roch sofort den Bratwurstduft, hoffte noch, es sei nur die Tüte, bis sie das Brötchen öffnete und die Füllung sah. «Papi», rief sie erschrocken, «verkaufen die hier koschere Wurst?» Er sah sie an und sagte nur: «Iss, Kindele.» Als erwachsene Frau erinnerte sie sich, dass sie diesen Augenblick als Beweis der innigsten Liebe empfand: Ihr Vater hielt sich nicht starr an Vorschriften, sondern stellte ihr Wohlbefinden an erste Stelle.

Die kleine Mella wusste, dass ihr Vater ein tiefreligiöser Mann war. Sie erinnerte sich später, dass er an den hohen Feiertagen stets in das sogenannte *Schtiibel* ging, einen Gebetsraum der orthodoxen Gemeinde in der Isarvorstadt, während der Rest der Familie und die Großeltern Tennenbaum die Synagoge in der Reichenbachstraße besuchten. Doch auch das Pessachfest war 1938 anders als zuvor. Zwar waren alle gewohnt festlich gekleidet und die Familie las wie üblich beim Seder-Abend aus der Pessach-Haggada, dem schön bebilderten Buch mit den Liedern zum Auszug

aus Ägypten. Aber etwas war verloren gegangen: «Nicht einmal nach ein paar Schlucken des süßen Weins, den ich seit zwei Jahren probieren durfte, kam rechte Heiterkeit auf», erinnerte Mella sich später.³⁰

Trotz all dieser Veränderungen und des Verlusts vertrauter Bindungen blieb die Schule für Mella ein letzter Rückzugsort der Normalität. Lehrer Berlinger erschien ihr, wie sie sich erinnerte, zwar abgemagert, doch im Unterricht verstand er es nach wie vor, sie zu fesseln: «Mit besonderer Leidenschaft erzählte er von Andreas Hofer, dem gefangenen Helden, der im Angesicht des Erschießungskommandos seine letzten Worte sang: <Adieu, mein Land Tirol>.»³¹ «Lehrer Berlinger schien sich von der Tragik angezogen zu fühlen», und Mella weinte bitterlich über das Schicksal des Anführers der Tiroler Aufstandsbewegung von 1809. Sicherlich spiegelt sich darin auch etwas von der Schwere jener Jahre, die längst in den Alltag der Kinder eingesickert war.

Die Schreckensnachrichten rissen in diesen Monaten des Jahres 1938 nicht ab. Zunächst traf es Mellas Vater: Wegen eines jiddischen Briefes, in dem die Nazis politische Botschaften vermuteten, wurde er verhaftet. Für die Familie war das ein Schock, und die angespannte Atmosphäre jener Tage blieb allen in Erinnerung. Abi berichtete später, dass es vor allem dem beharrlichen Einsatz der Mutter zu verdanken war, dass die Polizei den Familienvater schließlich wieder freiließ.³² Sie konnte die Beamten überzeugen, dass die Worte im Brief etwas vollkommen Unverfängliches bedeuteten. Doch die Bedrohung hielt an, und Mirjam Löwy drängte ihren Mann, die Ausreise vorzubereiten. Über den jüdischen Schriftstellerverein in London sollte er Visa beantragen, aber noch zögerte er.³³ Nach der <Polenaktion>, die, wie wir hörten, auch Mella mit ihrem Vater an die polnische Grenze brachte, fasste die Mutter den Entschluss, ihre jüngste Tochter für den Kindertransport nach Eng-

land anzumelden. Bis dahin hatten die Eltern diesen Schritt abgelehnt – aus Rücksicht auf Mellas Bitten, bei ihrer Familie bleiben zu dürfen, wie auch in der Hoffnung, bald gemeinsam mit allen Kindern Visa zu erhalten. Doch nun war die Lage zu gefährlich geworden.

Wenige Tage vor ihrer Abreise erhielt Mella noch einmal einen Eintrag in ihr Poesiealbum: Am 17. Dezember 1938 verewigte sich ihre Cousine Trudel Stiel, die nach Palästina emigrierte.³⁴ Es war ein letzter familiärer Gruß, ein Erinnerungszeichen, das sie auf ihrer Reise begleiten sollte. Das Album kam mit wenigen Kleidungsstücken und einem kleinen Notgroschen versteckt in einem Paar Wollsocken in den kleinen Koffer der Neunjährigen.

Obwohl Mella wusste, dass der Anruf zum Aufbruch jederzeit kommen konnte, war die Vorstellung, allein in ein fremdes Land zu gehen, völlig überfordernd. Als Ende Dezember dann tatsächlich das Telefon klingelte, «blieb mir kurz das Herz stehen», erinnerte sie sich später.³⁵ Der Abschied war für das Kind kaum zu ertragen. Ihr Vater gab ihr noch einen eindringlichen Rat mit auf den Weg: Sie solle sich niemals adoptieren lassen! Worte, die die kleine Mella zutiefst verunsicherten. Ihre Mutter begleitete sie bis zum Zug, zu jenem Bahnhof, von dem aus die Familie wenige Wochen zuvor beinahe nach Polen abgeschoben worden wäre. Kurz vor der Abfahrt setzte sich Mella noch einmal hin, um ihren Eltern einen Abschiedsbrief zu schreiben. In kindlicher Ernsthaftigkeit versuchte sie, ihre Zerrissenheit zwischen Trennungsschmerz und Hoffnung auf Rettung in Worte zu fassen: «Liebe Eltern, ich musste weg, weil wir leider nicht so weiter leben konnten! Vielleicht werden wir so glücklicher sein. Aber eines vergesst nicht: Ich liebe Euch beide sehr, und brauche auch Eure Liebe! (...) Pappelle habe ich es ja gesagt, dass ich weggehen werde ... ich will Dich, liebe Mutti, nicht noch trauriger machen, aber eines vergesse nie: dass ich auch

Dich liebe und Dir treu bin und es immer sein werde. Ich werde weiter lernen, und ich werde wissen, dass Ihr in Frieden lebt. 1000 Küsse, Eure treue Mella.»³⁶

Als der Zug den Bahnhof verließ und die Gestalt ihrer Mutter auf dem Bahnsteig verschwand, versagte Mellas Stimme. Die Menschen um sie herum wirkten wie weit entfernte Gestalten, deren Worte sie nicht mehr erreichten. Der Schock über die Trennung zwingt das Mädchen in eine Stille, aus der es sich lange nicht mehr befreien wird.³⁷

Auch einige andere Kinder aus Mellas Klasse müssen ihre Heimat ganz allein verlassen: drei weitere Mädchen – Friederike Jeidel, Eva Rotschild und Edith Wolf (#25) – und ein Junge, Walter Marx, können wie Mella mithilfe eines Kindertransports nach Großbritannien ausreisen. Die meisten anderen entkommen dem nationalsozialistischen Wahnsinn in Begleitung ihrer Eltern. Für viele von ihnen liegt nun alle Hoffnung auf einem Land, das es noch gar nicht gibt: In *Eretz Israel* wollen auch etliche Münchner Jüdinnen und Juden einen sicheren Ort, eine nationale Heimstätte ohne Antisemitismus finden. Also auf nach Palästina!

[...]

II. ÜBERLEBEN

*Er trägt jetzt lässige Fliegerjacken mit Comic-Figuren drauf: **Max Kahn** ist in die USA entkommen. Der Jugendliche verdient sich mit der Reparatur von Kriegsschiffen etwas dazu, nebenbei bekämpft er kalifornische Waldbrände. Seine liebe Tante Hedwig hat es nicht aus München herausgeschafft. Sie wird nach Litauen deportiert und erschossen – so wie auch viele Kinder und Jugendliche, die noch vor wenigen Jahren mit Max zur Schule gingen.*

***Gertrud Bienenfeld**, die in der Klasse alle nur Goldi nannten, lebt inzwischen in Großbritannien, aber ihre Mutter ist in Frankreich. Die Frau wird vom Vichy-Regime verfolgt, das mit den Nazis kollaboriert. Im Laufe der Zeit wird Goldis Mutter in den Lagern Gurs, Nexon und Rivesaltes festgehalten.*

*Großbritannien inhaftiert zehntausende Deutsche und Österreicher als «enemy aliens», darunter auch jüdische Flüchtlinge. Wie **Simon Ehrentreu**s Vater Ernst: Der orthodoxe Rabbiner landet erst auf der Isle of Man, danach wird er auf dem berühmtesten Schiff Dunera nach Australien gebracht und im Lager Hay im australischen Outback interniert. Auch nach seiner Freilassung hängt er dort fest, er arbeitet den gesamten Krieg über als Rabbiner in Melbourne.*

Robert Marx (#3) ist schon in Palästina, als sein Vater in den USA endlich seine Familie nachholen darf. Die Freude ist groß, aber sie denken oft an Roberts gebrechliche Oma, die sie in München zurücklassen mussten. Irgendwann hören sie nichts mehr von ihr. Es ist die Zeit, in der die Bewohner des Jüdischen Altenheims verschleppt und nach Theresienstadt gebracht werden.

Die «Klauber Brothers» sind der letzte Schrei: In New York gibt es endlich ein edles Geschäft für bestickte Taschentücher. Es wird von **Helmut Klaubers** (#42) Vater und dessen Bruder betrieben, schon deren Oma hatte die Kunden einst mit handgeklöppelter böhmischer Spitze verzückt. Helmuts Vater Siegfried nennt sich jetzt «Fred», sein älterer Bruder Hans wird nur noch «John» genannt. John kämpft im Krieg in der US-Armee.

Sie wähten sich in Sicherheit. Als die deutsche Wehrmacht in den Niederlanden einmarschiert, fallen ihr auch **Margot Triest** und ihre Eltern in die Hände. Sie werden in das Lager Les Milles in Südfrankreich verschleppt. Die Widerstandsorganisation OSE (Œuvre de secours aux enfants) befreit Margot von dort und versteckt sie in einem Kinderheim in der Nähe von Limoges. Ihre Eltern werden nicht gerettet. Über Drancy kommen sie nach Auschwitz.

[...]

5. Clifton, Juli 1942 | Mella oder Das Wiederfinden der Sprache

Für die 13-jährige Mella sieht es zunächst aus wie ein Bild in einem von Papis Dickens-Romanen, die in ihrer Münchner Wohnung damals in den Regalen standen:¹ das kleine, ländliche Clifton in der Grafschaft Bedfordshire, etwa auf halber Strecke zwischen London und Cambridge. Das Dorf mit der uralten Kirche und der grünen Landschaft ist für Mella ein Ort, an dem sich die Fremdheit einer neuen Umgebung mit ihr vertrauten Sinneseindrücken mischt – saftige Wiesen und grasende Kühe hatte sie schon zu Hause in Bayern immer so geliebt. England ist jetzt Mellas «Zuhause in der Ferne».² Und es ist sogar endlich ein echtes Zuhause, ein Zuhause mit ihrer geliebten Familie: Nach Jahren der ständigen Unsicherheit und Trennung können die Löwys im Juli 1942 wieder zusammen sein. Was für eine Erleichterung!

Clifton bietet eigentlich wenig: eine Bushaltestelle, eine Bäckerei und in der Church Street einen Pub namens «The Golden Lion». Mella aber liebt die Spaziergänge, das Rollschuhlaufen in den Gassen und die Nähe zu den vielen Tieren, die ihr den Ort schnell vertraut machen und sie wieder nach vorne schauen lassen statt immer nur zurück. «Jetzt begann eine ganz neue Phase – die richtige Schule», wird sie später darüber schreiben.³ In der Tat:

Täglich geht sie nun zur Clifton Church Hall am Ende des Dorfes, wo die jüngeren Kinder von einem Mister Genser und einem Doctor Jacobson unterwiesen werden.⁴ Letzterer ist ebenfalls ein Festland-Flüchtling, der Musik und Mathe unterrichtet. Er ist ein leidenschaftlicher Musiklehrer, der den Schülern englische Volkslieder beibringt. Er leidet jedoch unter psychischen Problemen, ist unberechenbar und jähzornig. Manchmal wirft er mit Gegenständen. Er stirbt später tragisch in der Nervenheilanstalt Arlesey.⁵ Die Frau von Dr. Jacobson unterrichtet Französisch. Mella kommt nicht gut mit ihr aus, da Mrs. Jacobson sie fälschlicherweise beschuldigt, Rouge zu tragen, und sie streng behandelt. Und dann ist da noch Mr. Russell. Er hat Mella 1940 einen ziemlich dreisten Eintrag auf die allererste Seite ihres geliebten Poesiealbums geschrieben: «Schweigen ist Gold», ist da in großen roten Buchstaben ganz lieblos zu lesen, eine ironische Anspielung darauf, dass es dem Lehrer besser gefallen hat, als Mella noch schwieg.⁶ In Folge der traumatischen Erfahrung des Kindertransports hatte das Mädchen, wie wir bereits hörten, zeitweise ihre Sprache verloren. Jetzt, in ihrer neuen Schule und durch ihre neuen Freundinnen, hatte sie sie wiedergefunden – offenbar ganz zum Missfallen ihres unsensiblen Lehrers.

Die vergangenen Jahre bedeuteten für Mella ein ständiges Auf und Ab der Gefühle. Ende 1938 war sie allein mit einem Kindertransport nach Dovercourt gelangt. Nach ihrer Ankunft verbrachte das Mädchen zunächst eine Woche im Selsey Holiday Camp, einem Ferienlager für geflohene Kinder aus Deutschland. Danach kam sie bei einer jüdischen Familie namens Saunders in Ilford östlich von London unter. Erst im März 1939 – so lange hörte sie nichts von ihrer Familie – erfuhr Mella dann telefonisch von der Ankunft ihres Vaters in England. In einer dramatischen Flucht über die Alpen hatte sich der Dichter mit Mellas älterem Bruder Abi und ihrem Onkel Oiser – dem Vater von Mellas Klassenkameradin

Goldi Bienenfeld – bis nach Großbritannien durchgeschlagen. Diese Nachricht brachte Mella unvorstellbare Freude und Enttäuschung zugleich: Man konnte sich zwar wieder regelmäßig sehen, aber so schnell gab es keine Möglichkeit, auch gemeinsam zu wohnen. Mella kam also zunächst zu einer neuen Familie, zu den Lichtigs nach Stamford Hill, wo später auch Platz für ihre Schwester Henni und ihre Mutter Mirjam sein würde, während der Vater fieberhaft nach einer Wohnung für alle suchte. Auch Mellas Mutter und ihre Schwestern sowie die Großeltern väterlicherseits aus München schafften es schließlich nach England. Im Frühjahr 1939 war die Familie schließlich in London wieder vereint, doch die Strapazen waren damit noch längst nicht überwunden.

Beim Ausbruch des Krieges im September wird sich der Besitz eines polnischen Passes im Leben der Löwys erstmals als Vorteil erweisen: Anders als so viele andere jüdische Familien aus Deutschland wurden sie nicht als «enemy aliens» eingestuft.⁷ Dennoch blieben Schwierigkeiten nicht aus. Onkel Oiser wurde wegen fehlender Papiere auf der Isle of Man interniert – wie viele andere, die aus Deutschland hatten fliehen müssen und in Großbritannien ihrer deutschen Herkunft wegen als Kriegsfeinde betrachtet wurden.⁸ Mella erinnerte sich später auch, dass ihre eigene Angst groß war: «Das Wort <Krieg> hallte wie ein ständiges Echo. Ich wusste natürlich, was es bedeutete, aus den traurigen Liedern von Lehrer Berlinger, und ich kannte sogar das jiddische Wort <milchome> aus den ebenso tragischen Erzählungen und Gedichten meines Vaters. Aber verstand ich seine eigentliche Bedeutung? Wie hätte ich das gekonnt?»⁹

Das Mädchen musste seine Ängste wieder einmal ohne die Eltern bewältigen: Mit dem Kriegsausbruch war nämlich eine groß angelegte Evakuierung von Kindern aus London verbunden.¹⁰ Am Morgen des 1. September 1939, so erinnerte sie es später, brachte der

Vater sie zur Schule, wo sich die Kinder versammelten. Wieder hielt Mella ihren kleinen Koffer in der Hand. Der Vater übergab sie einer Aufsichtsperson und ging fort – viel zu früh, wie Mella es empfand. Eine der Betreuerinnen an diesem Tag war Judith Grunfeld, später eine von Mellas Lehrerinnen. Die Frau berichtete: «Ich hielt mich an meine alte, selbstschützende Regel, stets auf das Schlimmste vorbereitet zu sein und zugleich daran zu glauben, dass es nicht eintreten werde (...). [So] fand ich Trost (...), wenn ich die Kinder aus den Händen ihrer blassen Mütter entgegennahm und ihnen versicherte: <Wir werden uns gut um eure Kinder kümmern.>»¹¹ Mella hatte sich vorgenommen, nicht zu weinen. Doch ihre «Mutti war nirgends zu sehen», schrieb sie später: «Vermutlich sollten die Eltern einzeln erscheinen.» Vielleicht, fügte sie im Rückblick hinzu, habe ihre Mutter auch die frühere Trennung am Münchner Bahnhof noch nicht überwunden. Auch bei Mella rührte der Tag an Ereignisse, die sie sich nicht ins Gedächtnis rufen wollte.¹² Schließlich trafen in diesem September 1939 hunderte jüdische Kinder in der Gegend um Shefford in Bedfordshire ein. Ein Teil fand Unterkunft im Ort selbst, andere wurden in den umliegenden Dörfern Clifton, Meppershall und Stotfold untergebracht, darunter Mella.¹³

Einheimische Familien nahmen die Kinder bei sich auf und waren oft überrascht von deren Selbständigkeit: «Obwohl sie noch so jung waren, verstanden sie es, auf sich selbst und sogar auf ihre jüngeren Geschwister zu achten. Ihre Manieren waren tadellos; sie baten niemals um etwas. Es war sehr merkwürdig.»¹⁴ Mella und ihre Schwester Trudel wurden bei einer Familie Oliver aufgenommen. Am 3. September 1939 hörte Mella dort auch Chamberlains Rundfunkansprache zur Kriegserklärung. «Das ist Mr. Chamberlain, der Premierminister», rief jemand.¹⁵ Sie erinnerte sich, wie sie den feierlichen Worten lauschte, die sie kaum verstand, gesprochen in einer seltsam phlegmatischen, näselsnden Stimme, und die

klar machten, dass sich Großbritannien nun im Krieg mit Deutschland befand. «Krieg bedeutete Soldaten, die kämpften», so rief sich Mella ihre damaligen Gedanken ins Gedächtnis – «und ich wusste, was Soldaten in Stiefeln bedeuten konnten.» Nun fürchtete sie, dass die deutschen Soldaten die so liebenswerten englischen Menschen angreifen würden. «Und dabei waren sie nicht einmal Juden», wunderte sie sich. Mella versuchte, die düsteren Gedanken zu verdrängen, doch plötzlich vermisste sie ihre Eltern stärker als in den verwirrenden Tagen zuvor. «Ich wollte bei ihnen sein. Kommen die Deutschen [jetzt] hierher?»¹⁶

Die jüdischen Kinder von Shefford besuchten die Schule, doch in den kalten Monaten mussten sie auf den Feldern auch Kartoffeln sammeln, eine Arbeit, die Mella wegen ihrer unzureichenden Kleidung als besonders beschwerlich empfand.¹⁷ Kurz nach Weihnachten zog sie dann wieder um: zu einem frisch verheirateten Paar in ein kleines Reihenhäus in Stotfold, das immerhin über eine Inntoilette verfügte. Dort konnte sie an den Samstagen erstmals ins Kino gehen: Huckleberry Finn bot ihr eine kurze Ablenkung. Anfang 1940 erhielt Mella dann die Nachricht, dass sie ins Nachbarort Clifton umziehen sollte. Wieder hieß es Abschied nehmen, ein Abschied mit einem kleinen Köfferchen und der Aussicht auf ein weiteres Provisorium: «Zum vierten Mal hatte ich Menschen Lebewohl gesagt, die mir Freundschaft erwiesen und ein Zuhause gegeben hatten. Wohin nun, und zu wem?»¹⁸

Zunächst waren Mella und Trudel bei einer einheimischen Familie, den Coopers, untergebracht, in einem alten Bauernhaus an der Shefford Road, das Dorcas Farm genannt wurde. Das alte Haus der Coopers mit seinen niedrigen Decken verfügte weder über Strom noch über Heizung; man musste sich mit Gaslampen behelfen. Dennoch bot die Farm eine sichere Zuflucht, deren Wert die beiden Mädchen in diesen Monaten zu schätzen wussten.¹⁹ Die

Baptisten-Familie bewirtschaftete den Hof seit Generationen.²⁰ Mit jüdischer Religion und Kultur war man in Clifton zuvor kaum in Berührung gekommen. In den Evakuierungsjahren aber rückte jüdisches Leben auch in dieser ländlichen Region Englands nun sichtbarer ins Bewusstsein. Lokale Zeitungen berichteten über die geflohenen Kinder, ihre jüdischen Traditionen und Feste.²¹ So begann Mellas Zeit in Clifton, wo sie dann auch zwei Jahre später mit ihrer Familie wiedervereint werden würde.

Mella machte in Clifton deutliche Fortschritte im Englischen und gewann neues Selbstvertrauen. Sie knüpfte rasch Freundschaften, zunächst in der Dorfschule, später in Shefford im sogenannten White House, wo es Religions- und Musikunterricht sowie koschere Mittagessen gab. Unter ihren neuen Bekanntschaften stach Esther Spitzer hervor, die Tochter des aus Hamburg geflohenen Rabbiners Alexander Schlomo Spitzer, der sich auch um die anderen Kinder in Bedfordshire kümmerte.²² Besonders nah war Mella auch Solly Bernstein, dem Sohn eines aus Polen stammenden Rabbiners. Sie beschrieb ihn als klein und stämmig, mit wachen blauen Augen und einer Stupsnase: «In seinem Aussehen erinnerte er mich an den jungen Mickey Rooney aus Huckleberry Finn.»²³ Auch mit Helga Schonhorn verband Mella eine enge Freundschaft. Helga, das beliebteste Mädchen der Klasse, so wie Mellas liebe Freundin Bertel damals in München, war still und bescheiden, während Mella inzwischen zur Redseligkeit neigte. «Helga hatte auf mich beruhigenden Einfluss», erinnerte sie sich, auch wenn sie die strengen religiösen Regeln und die Ansprachen der Lehrerin Judith Grunfeld – von den Kindern «die Queen» genannt –, selbst nur widerwillig hinnahm. Helgas Eltern waren in Deutschland zurückgeblieben und in großer Gefahr, doch darüber sprach das Mädchen immer seltener. «Wir waren die Glücklichen», resümierte Mella rückblickend über ihre eigene Familie, wohlwissend,

dass die wenigsten Eltern ihren Kindern nach England hatten folgen können. Gemeinsam war ihnen dennoch, dass sie sich in der fremden englischen Provinz zurechtfinden mussten, geprägt und zugleich verbunden durch die Erfahrung des Kindertransports.²⁴

Was Mella nicht ahnte: Auch aus ihrer Münchner Schule hatten es einige andere mit dem Kindertransport nach England geschafft. Aus ihrer dritten Klasse folgten nach Mellas Abfahrt Mirjam Friederike Jeidel und Eva Rothschild, beide im August 1939, im November desselben Jahres Edith Wolf und Walter Marx, Letzterer gemeinsam mit seinem Bruder Erich. Paul Neuburger (#36) schaffte es schon 1938 nach Großbritannien – sogar gemeinsam mit seiner Familie. In Mellas späteren Erinnerungen tauchen diese Mitschülerinnen und Mitschüler nicht mehr auf; greifbar blieben viele Klassenkameraden aber in ihrem Poesiealbum. Und auch Mellas neue Freundschaften schlugen sich nach und nach darin nieder. Neben den einzelnen Einträgen zeichnete Mella eine «Wall of Friendship», datiert 1942, auf die hinteren Seiten ihres Albums. In dieser Tabelle schrieben sich die neuen Freunde ein, neben der bereits erwähnten Esther Spitzer auch Ella Blumenthal, Mali Lipschutz, Lilian Weinberger, Anna Krommer, Klara Schiffmann, Else Feuchtwanger, Solomon Bornstein, Martin Eisemann, Lotte Jacobsen, Rudolf Kohn und Martha Rothschild.

Die Schultage in Bedfordshire waren aber keineswegs unbeschwert. Nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940 nahm die Angst vor einem deutschen Angriff auch auf Großbritannien zu. Die Schule blieb zwei Wochen geschlossen, um die Fenster zu sichern.²⁵ Bei Sirenenübungen erhielten die Kinder eine Gasmaske. Manche belustigte dies, doch Mella überhaupt nicht: Sie fand den scharfen Gummigeruch widerlich, und die Maske jagte ihr Angst ein.²⁶ Sie nahm sich fest vor, das Ungetüm niemals zu benutzen.

Für kurze Zeit, als die Luftangriffe auf London, der «Blitz», ihren Höhepunkt erreichten, mieteten Mellas Eltern eine kleine Wohnung in Harefield, einem Vorort von London, und Mella durfte zu ihnen ziehen. Sie besuchte die Jewish Secondary School in London, die 1929 von Rabbiner Avigdor Schonfeld als erste ihrer Art in England gegründet worden war. Schließlich aber wurde die ganze Schule aufs Land evakuiert.²⁷ Mellas Eltern schickten sie, ihre Jüngste, mit, «weil die Jewish Secondary School eine erstklassige Einrichtung war und Bedfordshire zudem weit entfernt von der Hauptstadt und damit sicherer.»²⁸ Der «London Blitz» dauerte von September 1940 bis Mai 1941 – «für jeden, der in der ländlichen Ruhe lebte, war das [Geschehen] schwer vorstellbar, erst recht für ein Schulmädchen, das so sehr in seiner kindlichen Welt aufging wie ich», notierte Mella später.²⁹ Vom täglichen Sterben habe das Radio allerdings berichtet. Dennoch sei ihr Papi regelmäßig nach London zu seinem Jiddisch-Dichterkreis gefahren. Das East End ist Mellas Erinnerungen zufolge von Hermann Görings Messerschmitt-Maschinen völlig verwüstet worden. «Wir sahen [in den Zeitungen] Bilder der Queen und Seiner Majestät König Georg, wie sie über die Trümmer stiegen und den Überlebenden die Hand drückten, die noch zerzaust und ungläubig vor dem standen, was wenige Stunden zuvor ihr Zuhause gewesen war, oft noch in Nachtkleidung», hielt Mella dazu fest: «Die Queen, in den mittelhohen Absätzen ihrer tadellosen Schuhe, lächelte milde und setzte vorsichtig kleine Schritte über das Geröll, dem König zum nächsten Händedruck folgend.»

Auf dem Land in Clifton gab es für die Kinder einzelne Ereignisse und Feste, die sie zumindest kurzfristig vom Kriegsgeschehen ablenkten.³⁰ Im Dezember 1941 wurde in der Girls Modern School Hall Chanukka, das jüdische Lichterfest, gefeiert. Die Kerzen wurden entzündet, die Kinder führten ein kurzes Stück auf und der

Rabbiner Bornstein hielt eine Ansprache. Er war der Vater von Solomon (Solly) Bornstein, dem bereits erwähnten Freund von Mella, der auch in ihrem Album verewigt ist.³¹ Solly sollte wie Mella die Kriegsjahre in England überstehen, doch 1948 wird er sich freiwillig nach Palästina melden und noch am 7. September desselben Jahres in einem Gefecht in der Nähe von Akko fallen. Zum Zeitpunkt seines Todes war er noch keine 18 Jahre alt.³² Mella wird ihn nie vergessen.

Bis weit ins Jahr 1941 hinein dauerte es, bis Mellas Familie ihr nach Bedfordshire folgte. Die Coopers, mit deren Tochter Peggy sie sich ein Zimmer teilte, nahmen auch ihre Großmutter Hanna Löwy auf; Mellas Eltern und Schwestern kamen einstweilen bei Verwandten der Familie unter. «Es waren freundliche Menschen, in deren schönes Haus meine Mutter und mein Vater und Henni willkommen geheißen wurden, bis sich andere Quartiere fanden. Und Oma sollte mit uns bei den Coopers bleiben, in dem kleinen Zimmer gegenüber unserem Schlafzimmer.»³³ Die Suche nach einer gemeinsamen Unterkunft erwies sich weiterhin als schwierig: «Es schien unmöglich, für die gesamte Familie eine passende Bleibe zu finden, aber auch Oma Löwy wollte sehr gern wieder mit ihrem Sohn vereint sein.» Die patente Frau war nun 76, ein unabhängiger Geist wie immer, doch ohne ein Wort Englisch und mit körperlichen Beschwerden auf ihre Familie angewiesen – sie «konnte keine weiten Wege gehen, und Abi und Papi brachten freitags Essen, denn Oma aß nichts, was am Sabbat getragen worden war.» Mella wusste, dass ihre Oma eine sehr fromme Frau war. Die zierliche Dame trug stets saubere, lange schwarze Röcke und dunkle Blusen; zu hohen Feiertagen eine kostbare Seidenbluse, «makellos glänzend, mit Rüschenkragen und bis zum Hals geknöpft». Nichts wirkte je beschmutzt; regelmäßig dankte sie dem Allmächtigen für seine Gnaden.³⁴ Mella dachte später noch oft an

ihre Oma: «Habe ich diese kleine Frau geliebt, so von innerem Kummer gezeichnet und nach außen so stoisch? Konnte ich diese ernste Frau lieben, die am verschmutzten Fenster im Frühstückszimmer über ihr Gebetbuch gebeugt murmelte?» Wenn sie sich nach ihrem Befinden erkundigte, erhielt sie stets dieselbe jiddische Antwort: «Leb' lange, Meidele.»³⁵ Mellas Oma Hanna Löwy starb am 2. August 1942. Sie wurde auf dem East-Ham Jewish Cemetery nach orthodoxem Brauch beigesetzt. Mella verbrachte den Tag «verwirrt und ohne ein Gefühl, das ich hätte einordnen können». Als sie am Abend in das Haus zurückkehrte, wirkte es verlassen und unheimlich. Es war schmerzhaft, an Omas leerem Zimmer vorbeizugehen. Den Tod an sich aber, so hielt Mella fest, suchte sie nicht zu deuten; sie schob die Erinnerung daran beiseite, bis sie ihr später Sinn verleihen konnte.³⁶

Währenddessen setzte Mellas Mutter alles daran, eine vorläufige Unterkunft für alle in Bedfordshire zu finden. Inzwischen war auch der Lift mit all den Möbeln und der großen Bibliothek sowie das Heiligtum des Vaters, die Schreibmaschine mit den hebräischen Lettern, in England eingetroffen. Mirjam Löwy wollte die Gastfreundschaft der englischen Familien nicht länger strapazieren. Mella erinnerte sich: «Mutter und Vater hatten sich in München ein schönes Zuhause und ein Geschäft aufgebaut; sie [aber] war stets der Dreh- und Angelpunkt [von allem] gewesen und wollte nicht tatenlos zusehen, wie ihr die Welt unter den Füßen wegbricht.»³⁷ Mellas Vater schrieb weiter Gedichte und traf sich mit seinen Schriftstellerfreunden; Mella liebte seine Sanftheit und Romantik, brauchte aber ebenso «Mutters Realismus und Entschlossenheit», auch wenn sie dies erst viel später begriff. Schließlich erfuhr Mellas Mutter, dass ganz in der Nähe, in Clifton Manor, ein Herrenhaus freistand. «Ohne einen Moment zu verlieren, wie es ihre Art war, gingen wir es uns noch vor dem neuen Schuljahr

ansehen», hielt Mella fest. Der Weg zum Anwesen führte hinter der alten Kirche vorbei und eine baumgesäumte Straße hinunter; die Zufahrt lag still zwischen Brombeerbüschen, Wiesen und einem schmalen Bach. Das Haus entpuppte sich als grauer, mitgenommener Koloss, die Anlagen waren verwildert. Zum Anwesen gehörten auch ein Bungalow und ein Steinschuppen, der gerade zur kleinen Wohnung umgebaut wurde – und der das neue Zuhause der Löwys werden sollte. Mella mochte die «verborgene, abgeschottete Umgebung» sofort. Dieses Haus in Clifton Manor also wurde das neue Zuhause der Löwys und endlich war die Familie wieder langfristig an einem Ort vereint.³⁸

Der Krieg nahm derweil kein Ende: Mellas Bruder Abi schloss sich dem Intelligence Corps an und verschob den Abschluss seiner Lehrerausbildung, die er in einem anderen Leben in Würzburg begonnen hatte, ein weiteres Mal bis nach Kriegsende. Trudel wartete gespannt auf die Aufnahme in die Women's Auxiliary Air Force. Und auch Henni leistete Hilfsarbeit – in einer Scheune in Clifton, wo für die Streitkräfte streng geheimes Material produziert wurde. Ein-, zweimal lugte Mella dort durch die Tür und nahm eine merkwürdig heitere Betriebsamkeit wahr, befeuert von einem ständig laufenden Radio. Zu hören waren Vera Lynn, Gracie Fields mit «Sally» und auch Anne Shelton, deren Stimme sie besonders mochte. Irgendwie wurde also auch der Ausnahmezustand zum Alltag und so ordnete sich das Familienleben der Löwys in Clifton Manor neu, während jede und jeder seinen Platz in der anhaltenden Zeit des Krieges fand. Allerdings wurde das Leben in ihrem neugefundenen Zuhause von den Schreckensnachrichten aus Europa überschattet.

Mellas Vater erhielt regelmäßig jiddische Zeitungen aus Argentinien, Brasilien, Kanada und den USA; Mellas Erinnerung zufolge übertrafen sie «an Einzelheiten, soweit es das Schicksal der Juden

Europas betraf, fast immer die englische Presse». ³⁹ Mella wehrte sich zunächst gegen diese Informationen – «Ich erhob die Stimme: Das war nicht möglich; die Deutschen würden so etwas nicht tun. Kein Mensch täte so etwas.» Ihr Papi schwieg, blickte beiseite; es gab keine Zurechtweisung, keine Diskussion. Später schämte Mellas sich für ihre realitätsverweigernde, harsche Reaktion und verstand, dass auch ihr Vater nur mit Mühe fassen konnte, was kaum zu glauben war. Politisch hatte Josef Hillel Löwy nie zu den Zionisten gezählt, er warnte vor einem Blutvergießen in Palästina und hielt religiöse Landverheißungen für unerheblich. Damals aber fragte sich Mella, ob nun vielleicht auch er Palästina als letzten Zufluchtsort zu sehen begann.

Den endgültigen Abschluss von Mellas Wanderleben markierte der Kauf eines freistehenden Hauses nach dem Krieg, im Winter 1945: Es lag in der Hodford Road im Londoner Vorort Golders Green und hatte ausreichend Raum, selbst für die Großeltern mütterlicherseits, die es schließlich auch noch aus Deutschland herausgeschafft hatten und zunächst bei anderen Verwandten Unterkunft gefunden hatten. Mella war 16 Jahre alt, als sie Clifton für diesen neuen Lebensabschnitt verließ. Später aber wird sie zurückkehren – in jenes Dorf, in das sie als Zehnjährige evakuiert worden war und das ihre Kriegsjahre geprägt hatte. Andere Kinder aus Mellas Klasse hatte die Herrschaft der Nationalsozialisten ganz aus Europa verdrängt, sie erlebten die Zeit des Zweiten Weltkriegs in völlig anderen Kontexten, weit weg von der zerstörerischen Kraft roher Waffengewalt. Manche von ihnen wurden trotzdem mehr mit der alten Heimat konfrontiert, als ihnen lieb war. So wie Marion in Argentinien.

[...]

III.

WEITERLEBEN

*Nach den Nürnberger Gesetzen war er ein <Mischling>, jetzt studiert **Peter Lemle** an der Ludwig-Maximilians-Universität Deutsches Recht. Er wird also Anwalt – genau wie sein jüdischer Vater, der 1937 an den Folgen einer Blinddarmoperation gestorben ist. Peter ist Vollwaise, während des Krieges ist auch seine Mutter gestorben. Stabilität ist ihm wichtig: Als einziger seiner Klasse verbringt Peter sein ganzes Leben in München.*

***Walter Maienthau** (#37) ist mit seiner Familie nach Palästina geflohen und kämpft nach der Schoa für den jüdischen Staat. Im ersten arabisch-israelischen Krieg 1948 meldet er sich freiwillig zur Armee. Er gilt als besonders hilfsbereit. Der 20-Jährige fällt, als er versucht, seine Kameraden aus einer Stellung nahe des Kibbuz Ramat Yohanan zu retten.*

*Auch als Ehefrau und Mutter arbeitet sie noch als Sekretärin: Mit 18 heiratet **Annemarie Heimann** in Montevideo einen Emigranten aus Österreich. Sie heißt jetzt Anna María Dawid, und bekommt zwei Söhne namens Tomás und Esteban. Der eine wird Arzt, der andere arbeitet in der Pharmaindustrie.*

***Hans Ebstein** hätten wir fast nicht gefunden. Er hieß zeitweilig Hans Reinemann, da er von seinem Stiefvater adoptiert wurde. Im diplomatischen Dienst des Staates Israel muss er dann nochmal einen neuen Namen annehmen: Pinchas Rodan. Für vier Jahre ist er Botschafter, im westafrikanischen Liberia. Es gibt Fotos von ihm, da ist er gerade mit Ben Gurion in Norwegen.*

Auch **Erich Fraenkel** heißt jetzt anders: Yona Frankel nennt er sich in Israel, hier klingt sein zweiter Vorname einfach vertrauter. Er ist Professor für Literaturwissenschaft und arbeitet an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Bald kennt ihn das ganze Land, weil ihm der Israel-Preis verliehen wird. Das ist sowas wie der israelische Nobelpreis.

Für ihr Studium zieht sie von Australien in die USA: **Ruth Lustig** (#29) wird eine der ersten Frauen, die beruflich Computer programmieren. Bis ins hohe Alter sammelt sie Spenden zur Förderung junger Einwanderinnen an der Universität Minnesota.

In Deutschland kennt sie niemand, doch in Melbourne sind sie Stars der Erinnerungskultur: Das Musical «The Night of the Broken Glass» verwebt zwei Lebensgeschichten. Die eine ist die von William Cooper vom Volk der Yorta Yorta. Er hat 1938 eine Delegation der Australian Aborigines' League zum deutschen Konsulat geführt, um gegen die Judenverfolgung zu protestieren – ein singuläres Signal der Solidarität. Die andere ist die Geschichte von **Kurt Wildberg**, der mit seiner Familie nach Australien entkommen ist und dort über die Ausschreitungen des 9. November berichtete.

[...]

5. München-Au, Juni 1997 | Mella oder Die verlorene Kindheit

Es ist erstaunlich: Das Gebäude ist ganz unversehrt geblieben, es hat offenbar alle Bombennächte unbeschadet überstanden. «Ein stolzes, einst luxuriöses Relikt aus einer anderen Zeit», denkt Melanie Lowy, geborene Löwy.¹ Vor dem eleganten, fünfstöckigen Mietshaus in der Schweigerstraße 4 im Münchner Stadtteil Au, in diesem heißen Sommer 1997, kommt vieles zurück, an das die bald 70-jährige Frau lange nicht mehr so plastisch gedacht hatte: das nette Nachbarsmädchen Lizzy, mit dem sie so viele schöne Stunden hier beim Spielen verbrachte, der Weg zu ihrer geliebten Schule, den sie von hier aus nahm, aber auch die Nazis, die sie und ihre Familie 1938 abholten und nach Stadelheim brachten. Schweigend steht Melanie nun mit ihrem Sohn Lex eine Weile davor, ehe sie in das Haus eintreten. Das Portal ist verschlossen, doch irgendwann können sie einem Anwohner ins Innere folgen. Langsam steigen die Lowys die Treppe hinauf, durch das hohe, kühle Treppenhaus, das seiner Form und dem Geruch nach ganz vertraut wirkt und doch fremd geworden ist. «Der Marmor-Boden ist noch zum Teil unbeschädigt, und die schönen hölzernen Treppen [auch].»² Da öffnet sich plötzlich eine Wohnungstür, eine alte Frau tritt heraus: «Wer sind Sie?», fragt sie ein wenig misstrauisch. Melanie ant-

wortet ruhig, aber bestimmt: «Ich habe hier gelebt, bin hier aufgewachsen.» Die Frau hakt nach: Sie wohne selbst seit jeher in diesem Haus und habe sie noch nie gesehen. Bevor Melanie zu einer Erklärung ansetzen kann, verändert sich der Blick ihrer Gesprächspartnerin. Neugierig mustert die Frau ihr Gesicht, sie zögert einen Moment, doch schließlich fragt sie: «Sind Sie nicht das Mädchen mit den Locken? Die kleine Mella?» Sie habe ihr früher doch so oft die Haare gekämmt! Die beiden Frauen gehen aufeinander zu und umarmen sich. In diesem Moment, auf dieser Treppe, da fangen sie alle an zu weinen.

Der Nachmittag verfliegt im Erzählen. Die frühere Nachbarin nimmt Mella und ihren Sohn Lex mit in die Wohnung. Sie sprechen über ihre Leben, über das, was geblieben ist, weniger über das, was verloren ging. Für den damals 30-jährigen Lex ist es ein unvergesslicher Tag, wie er später in seinem Londoner Wohnzimmer erzählen wird.³ Für Mella, die zu dieser Zeit wieder in Clifford lebt – an jenem Ort, an den sie als Kind im Zweiten Weltkrieg zum Schutz vor den Bombenangriffen auf London gebracht wurde –, ist es nicht der erste Besuch in der alten Heimat. Bereits in den 1980er Jahren war sie einmal nach München zurückgekehrt, doch damals hat es sie überfordert, ihre widersprüchlichen Gefühle hatte sie kaum ordnen können. Nun aber, im Sommer 1997, da ist es anders. Nicht nur die Begegnung im Treppenhaus ihres ehemaligen Wohnhauses lässt sie einen zuvor ungekannten Frieden fühlen, sondern auch der Anlass ihrer Reise: Melanie Lowy folgte einer Einladung des damaligen Münchner Bürgermeisters Christian Ude.

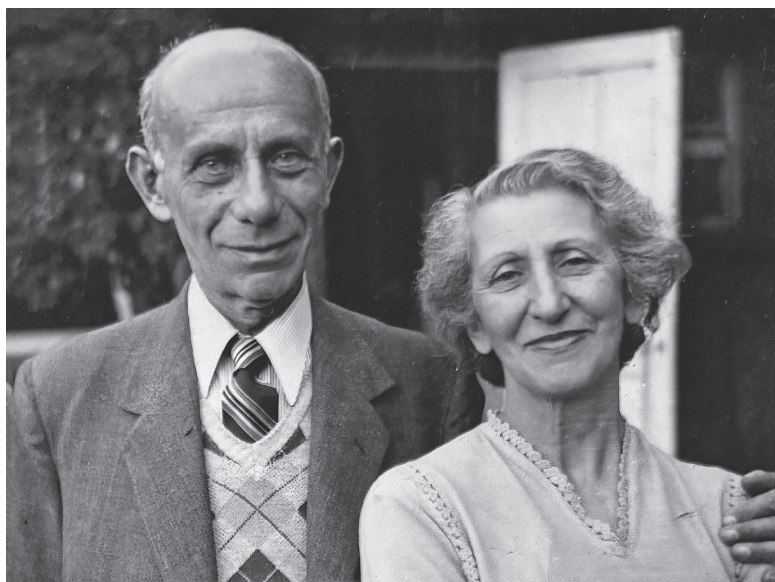
Schon seit Jahrzehnten bemüht sich die einstige <Hauptstadt der Bewegung> darum, sich von den in der NS-Zeit verdrängten Münchner Jüdinnen und Juden wiederentdecken zu lassen, ihnen gewissermaßen zu beweisen, dass die Zeiten sich geändert haben. Reuven Schindler, der Vater von Mellas einstiger Klassenkamera-

din Rali in Israel, war schon Anfang der 1960er Jahre auf eine Zeitungsannonce in der *Yedioth Hadashot* aufmerksam geworden. Die Überschrift lautete: «München grüßt alle früheren emigrierten Mitbürger». ⁴ Die Anzeige war Teil des sogenannten Münchner Besuchsprogramms, ⁵ das ein Zeichen der Annäherung setzen sollte; in den ersten zwölf Jahren nahmen mehrere hundert Personen daran teil. ⁶ Zugleich blieb das Angebot ambivalent: In einer Zeit, in der antisemitische Übergriffe in der Bundesrepublik erneut zum Alltag gehörten und viele ehemalige Nationalsozialisten nach wie vor in Verwaltung und Gesellschaft präsent waren, konnte die versöhnende Geste doch nicht über ungelöste Fragen von Verantwortung und «Aufarbeitung» hinwegtäuschen. Für Reuven Schindler überwog dennoch die Freude. Im Oktober 1962 schrieb er aus Shavei Zion an das Münchner Rathaus. In seinem Brief erinnerte Ralis Vater an seine Schulzeit, an die Geburt seiner Kinder in München und daran, dass er den Münchner Rundfunk noch immer «sehr oft» höre. Er bat darum, weiterhin über das Geschehen in seiner «früheren Heimat» informiert zu werden. ⁷ Besonders wichtig war ihm auch der Hinweis auf ein Gedenkbuch für im Ersten Weltkrieg gefallene Münchner Juden, das sich in seinem Besitz befand und in dem auch sein Bruder geehrt wurde. Trotz seines erklärten Wunsches hatte Reuven Schindler keine Gelegenheit mehr, nach München zurückzukehren; der Briefwechsel setzte sich noch bis Mitte der 1960er Jahre fort. So waren es schließlich oftmals die Jüngeren – jene, die ihre Heimatstadt in der Kindheit verlassen mussten –, die der Einladung zum Besuch tatsächlich folgten: Knapp ein halbes Jahrhundert nach der Flucht der Schindlers aus Deutschland reisten einige jüngere Familienmitglieder im Rahmen des Besuchsprogramms im Jahr 1990 mit ihren Kindern und Enkelkindern nach München.

Es war eine Reise, die zwischen belasteter Erinnerung und neu-

gieriger Wiederentdeckung oszillierte: Rali und ihre Geschwister besuchten die Orte ihrer Kindheit, gingen durch Straßen, die vertraut und zugleich fremd wirkten, und standen schließlich am Grab ihrer Großmutter. Sie alle begleitete die große Frage nach dem Warum. Ralis Schwester Shulamit erinnerte sich noch lange an die Begegnung mit der damaligen dritten Bürgermeisterin Sabine Csampai, die ihre Familie in München empfangen hatte: «Ich sagte zu ihr: <Sehen Sie sich dieses Land an, es ist weit, grün, wohlhabend. Wer hätte Ihnen im Weg stehen können? Wie konnte so etwas geschehen?> Aber sie gehörte ja einer anderen Generation an. Sie selbst trug keine Verantwortung. (...) [Und] gibt es [überhaupt] eine Antwort darauf? Ich habe keine. Es gibt keine.»⁸ Solch ambivalente Gefühle begleiteten wohl die meisten Holocaust-Überlebenden, die der Münchner Einladung folgten. Doch nun, im Juni 1997, war es nicht etwa das formalisierte Besuchsprogramm, das Melanie Lowy nach München brachte. Es war eine Einladung des Oberbürgermeisters, die ihr persönlich galt, verbunden mit der Bitte, über ihren Vater, den einst berühmten Jiddisch-Dichter Josef Hillel Löwy zu sprechen. Diese Aufgabe gab Mella Kraft, sie verlieh ihrer Reise einen Sinn, der in ihren Augen weit über sie selbst hinausreichte. Am 26. Juni 1997 tritt Mella also in der Schwabinger Seidlvilla, die seit den frühen 1990er Jahren als Kulturzentrum genutzt wird, auf die Bühne. Ihr Vortrag trägt den Titel: «Mein Vater, der Dichter Josef Hillel Löwy.»⁹

Mella verschweigt dem Münchner Publikum nicht, welche Überwindung sie die Rede kostet: «Es ist für mich tatsächlich ein seltsames Ereignis, hier vor Ihnen zu stehen, um von Josef Hillel Löwy zu erzählen, nach all dem, was er schließlich ertragen musste.» Seit einigen Jahren schon spricht sie regelmäßig in Oxford über das jiddische Werk ihres in Vergessenheit geratenen Vaters; nun aber tut sie es in München, an jenem Ort, aus dem die Familie damals



Josef Hillel Löwy mit seiner Frau Miriam, um 1950.

so grausam vertrieben wurde. In ihrer Rede verknüpft sie ihre eigenen Erinnerungen mit der Lebensgeschichte ihres Vaters, über die sie als Kind nur wenig wusste und von dem sie vieles erst später richtig verstand.

Josef Hillel Löwy wurde 1891 in Krakau geboren, seine *Mame-loschen*, die Muttersprache, war Jiddisch. Er sprach zwar fließend Polnisch und später auch Deutsch, dennoch hat er seine künstlerische Arbeit niemals einer anderen Sprache als dem Jiddischen anvertraut.¹⁰ Unzählige Balladen, Lieder und Gedichte hat er darin verfasst und auch seinen Kindern ging die Sprache – ohne dass es ihnen damals bewusst gewesen wäre – in Fleisch und Blut über. Mella erinnerte sich, dass sie das Jiddische im Vergleich mit Englisch, Französisch oder Italienisch und natürlich Deutsch in ihrer Kindheit zwar als weniger elegant empfunden habe, doch der Vater sei nicht verärgert darüber gewesen, «stattdessen versuchte er mit

herzerreißender Geduld mir zu erklären, wie schön, wie teuer, wie echt, reichlich und vor allem lebendig unsere eigene Sprache sei – eine Sprache, die Feuer und Leidenschaft besitze.»¹¹ Sie lernte als Kind die Verse ihres Vaters auswendig und trug sie in der Schule vor, ihr Bruder Abi sang sie noch Jahrzehnte später aus dem Gedächtnis in einem Zeitzeugeninterview nach – keiner von ihnen würde diese Lieder je vergessen.¹²

Nun, in München, erinnert Mella aber auch an die Weggefährten ihres Vaters, an «die Stimmen von Scholem Asch, Scholem Alejchem und Mordechai Gebirtig», die sie zutiefst prägten: «*Kinderjahren, teire Kinderjahren* ... Dieses bittersüße Lied reist mit mir schon lebenslang, und jedes Mal klingt es genauso schön, und die Worte werden immer schmerzhafter und bedeutsamer.»¹³ In der Tat gehörte der Dichter Mordechai Gebirtig, der dieses wehmütige Lied über die «teuren Kinderjahre» geschrieben hatte, zu den Freunden von Mellas Vater: «Er war der Liebling unserer Familie (...), auch wenn wir ihn selbst nie getroffen hatten. Es genügte die Stimmung im Raum, damit [das] Lied für uns alle etwas Besonderes wurde.»¹⁴ Mordechai Gebirtig wurde 1940 von den Deutschen erschossen, in Krakau, der Sehnsuchtsstadt von Mellas Vater.¹⁵

Josef Hillel Löwy habe seine polnische Geburtsstadt immer vermisst, betont Mella in ihrer Münchner Rede: «Obwohl er fast 25 Jahre in München verbrachte, von 1914 bis 1938, konnte er sich (...) nicht dazu bringen, München oder gar Deutschland in seine Muse einzubeziehen. Deutschland war nicht seine eigentliche Heimat.»¹⁶ Und auch Großbritannien sollte kein echtes Zuhause für ihn werden, das Land, das Mella 1938 zunächst allein mit einem Kindertransport erreicht hatte. Auch wenn ihre Eltern ihr später folgten und sie mit der Zeit ihre Sprache wiederfand, blieb das Trauma des einsamen Kindes, das ins Ungewisse aufbrechen musste, tief in Mella verwurzelt. In der Nachkriegszeit gab es

zudem – im Schatten der Ermordeten – kaum Raum für die Erfahrungen der Kindertransport-Flüchtlinge. Sie fanden keine Erzählungen oder gesellschaftlichen Deutungen, in denen ihre besonderen Verlusterfahrungen und das daraus erwachsene Leid anerkannt wurden. Umso mehr begann Mella schon während des Krieges, sich in die Zeit davor zu flüchten, sich intensiv mit ihren Wurzeln auseinanderzusetzen – im Fokus stets der geliebte Vater.

Im Exil, schildert Mella ihrem Publikum in München, habe sich ihr Blick auf die Biografie des Vaters geschärft: «Eigentlich war es erst in England während des Krieges (...), dass ich langsam anfang, Vater besser zu verstehen.»¹⁷ In dieser Zeit schrieb Josef Hillel Löwy wöchentlich Gedichte und Artikel für eine Londoner Zeitung. Sein jiddisches Schreiben, so Mellas Deutung, habe sich damals verdichtet. Gleichzeitig betont sie, die Bedeutung ihres Vaters lange unterschätzt zu haben: «Dass er doch schon längst weltberühmt war – in seiner eigenen Welt – das verstand ich leider [erst] viel, viel später.»¹⁸ Manchmal durfte sie ihn auch zu Lesungen und Vorträgen nach London begleiten: «ein kleines Mädchen, von Ehrfurcht ergriffen vor diesen (...) ernsten, tieftraurigen Künstlern»¹⁹, erinnert sie sich nun daran. Am Rand des Saales sitzend habe sie die jiddische Sprachmelodie in sich aufgesaugt und allmählich begriffen, dass diese Stimmen zugleich Familienklang und öffentliches Kulturgut waren. Die Lieder und Gesänge, die der Dichter bewahrte, würden sich nun hier in München wohligh mit ihren eigenen Kindheitserinnerungen vermischen: Die enge, liebevolle Beziehung zu ihrem Vater sei für sie untrennbar mit den Münchner Jahren verbunden, sagt Mella in der Seidlvilla.²⁰

Mella schildert, wie ihr Vater sie als kleines Kind zu langen Spaziergängen in die Maximiliansanlagen und in den Englischen Garten führte, dorthin, wo ein Karussell stand, das stets dieselbe Grammophonmusik spielte – eine Melodie, die sie bis heute sum-

men könne.²¹ Nach dem Rodeln, wenn Finger und Zehen wieder auftauten, habe es Vaters Spezialität gegeben: Bauern- oder Roggenbrot, dick mit Butter und Honig bestrichen, dazu eine große Tasse Kakao. «All das begleitet von komischen Gedichten und Reimen, bis wir beide fröhlich auflachten.» Den Geschmack dieses «Nektars» habe sie nie vergessen, sagt Mella. Zu Hause kehrte der Vater dann an den Schreibtisch zurück: Er schrieb Artikel und tippte bis in die Nacht hinein an seinen Gedichten – auf der geliebten Schreibmaschine mit hebräischen Lettern: «Dieselbe Schreibmaschine steht heute noch, hochgeschätzt, bei mir zu Hause.»²² Auch die väterliche Bibliothek hat Melanie Lowy gerettet. Tausende Bände, die Mella seit ihrer Kindheit liebte, verwahrt sie nun bei sich zu Hause. Heinrich Heine und Lord Byron, erinnert sie sich, seien «vielleicht seine liebsten Dichter»²³ gewesen.

Ihr Vater habe auch immer wieder über den Tod geschrieben – «erschreckend stark, unbeschränkt und so ergreifend, dass man oft einen Schauer im Rückgrat empfindet».²⁴ Sein eigener Tod war schließlich ein Ereignis, das Mella zutiefst erschütterte: Am 2. April 1955 starb Josef Hillel Löwy im Alter von 64 Jahren unerwartet an einem Magenleiden, bei einem Theaterbesuch in London war er ganz plötzlich zusammengebrochen.²⁵ Viel zu früh erschien das der Familie, Mellas Mutter Miriam, inzwischen eine erfolgreiche Diamantenhändlerin in London, sollte den Vater um ganze 35 Jahre überleben. Einige Zeit vor seinem Tod, als Josef Hillel Löwy schon einmal schwer erkrankt war, hatte er seiner Tochter gegenüber einen wichtigen Wunsch geäußert: «Mella, ich will wesen varbrennt.»²⁶ Entgegen der jüdisch-orthodoxen Tradition bestand er also darauf, eingäschert zu werden, «um das Schicksal der Millionen zu teilen, die in der Schoa ermordet wurden». Im Rückblick, sagt Mella nun in München, habe das gesundheitliche Leiden ihres Vaters schon viel früher begonnen, noch während des Krieges; sie verbindet dies

mit den ersten Briefen aus dem Ausland über den Holocaust, die Gräueltaten in Polen, in den Ghettos und Lagern. Über seine weltweiten Kontakte hatten ihn diese Nachrichten schon erreicht, bevor sie öffentliche Aufmerksamkeit erlangten; fast täglich hätten die Namen der Gemarterten in seinen Kreisen die Runde gemacht, darunter zahllose Freunde und Kollegen. Und schließlich seien es auch Namen aus der eigenen Familie gewesen: Mellas junger Onkel mit seiner Frau und den drei kleinen Mädchen etwa. 1945, resümiert sie nun in München, sei ihr Vater «ein veränderter Mensch» gewesen – «der Mann mit den holden Träumen war nun traumlos und gebrochen».²⁷ Er habe zwar weiter gedichtet, denn das Dichten sei sein Lebenssinn gewesen, der Zauber aber habe seine Muse verlassen.

Die schönsten Erinnerungen ihres Lebens, sagt Mella, stammten aus ihrer Münchner Kindheit. Diese Erinnerungen prägen auch die Autobiografie, die sie später schreibt – «A Childhood Memoir» –, mit ihren zarten, pastellfarbenen Schilderungen einer kleinen heilen Welt. Und sie finden Eingang in ihre Romane,²⁸ deren Heldinnen unübersehbar an die glückliche Mella aus der Münchner Au erinnern, «die kleine Hand in Vaters warmer Hand, die Anlage entlang spazierend.» Vielleicht habe man ein paar Minuten auf der Reichenbachbrücke verweilt, schwelgt sie bei ihrer Rede in der Erinnerung – im Winter über dem wasserlosen, schneebedeckten Flussbett, im Sommer über dem fast grünen, schnell fließenden Wasser. In solchen Bildern, fügt sie hinzu, löse sich der Schmerz für einen Moment.

Die Erinnerung an ihre vergleichsweise unbeschwerte frühe Kindheit half Melanie Lowy, den Schmerz über das Verlorene zu tragen – bis zuletzt. Anderen wurde diese Möglichkeit genommen. So war es bei Mellas früherer Klassenkameradin Marion.

[...]

Bildnachweis

S. 16 © United States Holocaust Memorial Museum, Steven Frank.

S. 29 © Familienarchiv Loewy-de Wynter.

S. 59 © Familienarchiv Loewy-de Wynter.